



Wo geht's hin?

THEMA
Reisen

Editorial

→ Reisen als massenhafte Praxis führt inzwischen ein Eigenleben. Globalisierung und Wohlstand verbinden sich dabei auf sehr dynamische und immer wieder neue Weise. Die Reisezeiten sind in den Alltag von hunderten Millionen Menschen mittlerweile fest eingetaktet. Im Sommer wird das besonders augenfällig. Die älteren Kulturtechniken – Erforschung und Eroberung ferner Welten, Wanderung in andere Gebiete als Migration, Reisen als religiöse und weltliche Bildungserfahrung – sind bei den Reisen von heute noch zu ahnen und geben in Teilen dem Geschehen immer noch seinen individuellen Reiz und Antrieb. Als Tourismus ist Reisen allerdings eine industrialisierte Form der Weltanschauung geworden.

Wie vielen anderen der im Kapitalismus vermarkteten Kulturtechniken sind dem Reisen die Spannungen und unaufgelösten Widersprüche dieser Gesellschaftsform eingeschrieben. Das Leben von Millionen Menschen wird damit reichhaltiger, die Welten, aus denen wir Anregungen, Sehnsüchte, Erfahrungen gewinnen können, sind scheinbar grenzenlos geworden. Auf der anderen Seite ist der Tourismus auch Teil des ökologischen Problems der Menschheit, die in exzessiver Weise endliche Naturgüter

verbraucht. Die Energiebilanz des weltweiten Reisens ist immer noch ein Teil der permanenten Verheerung unserer eigenen Lebensgrundlagen. Und auch in wirtschaftlicher Hinsicht gibt es beim Reisen Gewinner und Verlierer. Tourismus bringt Geld in ein Land, kann es aber auch davon abhängig machen. Ein Gebiet, das einmal vom Tourismus erfasst wurde, verändert sich dauerhaft, bis in die Landschaften und die traditionellen Lebensweisen, die einen zum Teil radikalen Wandel erfahren.

Die Freiheit der Reise ist in den Kanon der Menschenrechte aufgenommen. Das Verlangen danach kann zu einem sehr mächtigen Antrieb für gesellschaftliche Veränderungen werden. Wie viele dieser Rechte ist auch das Recht der Reisefreiheit durchaus prekär, ist längst nicht für alle Menschen schon eine lebhbare Wirklichkeit. Und in Zeiten des weltweiten Terrorismus, gesellschaftlicher Unruhen und aufflammender Bürgerkriege wird auch der Tourismus in diese Konflikte hineingezogen. Die Weltgewandtheit der einen wird zur sicherheitspolitischen Herausforderung für die anderen.

Wenn Reisen gelingt, werden Erfahrungen gemacht, die auch das eigene Leben prägen. Reisen kann helfen, sich selbst zu bilden. Dazu gehört oft nicht viel, nur die Bereitschaft, sich zur Welt zu öffnen. Wenn sich diese auch auf die verborgenen Grundlagen und die verdrängten Kehrseiten der eigenen Praxis auswirkt, kann Reisen für alle ein Gewinn werden. **Thorsten Schilling**

**Günstiger als
Billig-Airlines –
nämlich kostenlos:
das fluter-Abo**
unter www.fluter.de



Unser Cover zeigt den Strand in Tel Aviv, an dem es – je nach Lage – sehr unterschiedliche Gruppen von Badegästen gibt: Araber baden gern im Süden der Stadt, während der Abschnitt für die Hippies weiter nördlich liegt. Auf diesem Bild sieht man vorn den Strand, der bei Homosexuellen beliebt ist, dahinter den für orthodoxe Juden – abgetrennt durch einen Zaun

Inhalt



Ach, geh	5
Man muss nicht immer das Flugzeug nehmen, manchmal macht man zu Fuß die schöneren Reisen. Gespräch mit einem Wanderer	
Ein Berg voller Probleme	8
In der Rushhour auf dem Mount Everest bleiben die Sherpas auf der Strecke	
Aufbruchstimmung	12
Früher sind nur die wenigsten verreist, heute irgendwie jeder. Wie es dazu kam	
Auf dem falschen Dampfer	14
Kreuzfahrten werden immer beliebter. Das ist keine gute Nachricht, denn die Schiffe sind riesige Umweltverpester	
Bitte nicht besuchen!	19
Über ein Volk, das der Tourismus noch nicht erwischt hat	
Da ist noch Luft nach oben	21
Wie man guten Gewissens verreisen kann	
Warum geht ihr so oft pinkeln?	24
Erstaunlich, was die Touristen in einem Berliner Hostel so für Fragen stellen – und was sie über Deutschland denken	

Tierische Touristen	26
Unser Schaubild zeigt sogenannte „Bio-Invasoren“ – Tiere, die besser mal da geblieben wären, wo sie herkommen	
Stopp mal!	28
Für viele Europäer ist das Reisen leicht. Es gibt aber Länder, die es ihren Bürgern ziemlich schwer machen	
Nenn mich bloß nicht Touri	32
Warum fahren wir eigentlich ständig weg? Und warum benehmen wir uns in der Fremde anders als zuhause? Fragen an einen Tourismusforscher	
Klarkommen	34
Über zwei Jungen, die man in die Wildnis geschickt hat, weil man hier nicht mehr weiter wusste	
Gipfel- statt Hakenkreuz	40
Wie man es am Obersalzberg schafft, nicht zur Pilgerstätte für Hitlerverehrer zu werden	
Die Party geht weiter	42
An Thailand kann man gut sehen, was der Tourismus für Chancen und Risiken mit sich bringt	
„Wir waren Bargeld auf zwei Beinen“	48
Ein Gespräch mit jemandem, der von Terroristen aus dem Paradies entführt wurde	
Reisen, die es nicht ins Heft geschafft haben	50
Vorschau und Impressum	50



Couchsurfing
Über das Heft verteilt
erzählen wir von seltsamen
Erlebnissen





Ach, geh

Darauf muss man auch mal kommen: von Berlin nach Moskau zu Fuß gehen. Oder einmal quer durch die USA. Der Reporter Wolfgang Büscher hat es gemacht und ist zu interessanten Einsichten gelangt

Interview von Oliver Gehrs

→ Herr Büscher, haben Sie Angst vor dem Fliegen, oder warum gehen Sie so weite Strecken zu Fuß?

Im Gegenteil: Wer Ängste hat, für den ist das Gehen eher nichts. Denn wer einfach losmarschiert, ist zunächst mal schutzlos. Man wird ja physisch mit der Welt konfrontiert. Alles dringt auf dich ein: Wetter, Geräusche, Eindrücke – das ist ein sehr intensives Erleben. Für mich gilt: Nur wer ein gewisses Risiko eingeht, bekommt auch etwas zurück.

Sind Ihre Spaziergänge ein Protest für Entschleunigung und gegen den Wahn, ständig um die Welt zu jetten?

Nein, ich mache das nicht aus ideologischen Erwägungen und habe mir auch keine poststrukturalistische Theorie gebastelt.

Der erste lange Spaziergang, über den Sie geschrieben haben, führte einmal rund um Berlin, vorbei an gelben Ikea-Würfeln und Imbissbuden, an denen Krankenhauspatienten mit Bademantel und Kippe standen.

Das war kurz nach der Wende. Ich bin damals mit dem Zug in der Umgebung von Berlin herumgefahren und sah erlöschende Landschaften. Die zerfallenden Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, die Orte der Transformation. Das wollte ich mir einfach mal genauer ansehen.

Macht das Laufen gleich Spaß, wenn man losgeht?

Es dauert eine Weile. Am Anfang habe ich mich oft gefragt, was ich hier eigentlich mache, warum ich hier entlang einer tristen Straße marschiere, auf der die Autos vorbeipreschen.

Und wann wird es interessant?

Wenn es plötzlich fremd wird. Wenn man von Berlin aus nach Ostpolen geht, dann sieht es dort nicht so anders aus als in Brandenburg. Aber irgendwann ändern sich die Dinge. Fuhrwerke tauchen auf, orthodoxe Kirchen. Und plötzlich war da dieses blaugrüne Licht des Ostens.

2.500 Kilometer in 82 Tagen: Woran denkt man denn die ganze Zeit, wenn man so lange unterwegs ist?

Man denkt gar nicht so sehr über andere Dinge oder über sich selbst nach. Dafür ist man viel zu sehr mit dem Gehen beschäftigt. Das sieht vielleicht von außen betrachtet nicht so aus, aber das Gehen füllt einen voll und ganz aus.

Die Strecke von Berlin nach Moskau hat eine kriegerische Geschichte.

Ja, es ist der Weg, den schon Napoleon genommen hat, und im Dritten Reich war es die Route der Heeresgruppe Mitte. Bei den Seelower Höhen gab es die Allee der Gehenkten, wo die SS 1945 Deserteure aufgehängt hat.

Haben Sie Menschen getroffen, denen diese Geschichte bewusst ist?

Ja, einige. Es gab einen seltsamen Moment in Russland, als ich aus dem Wald kam und dort ein junger Mann stand, der sein Auto reparierte. Als ich ihn nach dem Weg nach Moskau fragte, wollte er wissen, ob ich Deutscher sei, und als ich bejahte, sagte er nur: „Den Weg nehmt ihr immer, was?“

Sie sind mit großer Zähigkeit auch durch traumatische Landschaften gewandert. Doch einmal schreiben Sie in Ihrem Buch über einen Moment in Russland: „Hausschrott. Staatsschrott. Essundtrinkschrott. Autoschrott. Atomschrott. Stadtlandflussschrott. Benimmschrott. Kirchenschrott. Seelenschrott. Was habt ihr aus eurem Land gemacht?“ Gab es Momente, wo Sie hinschmeißen wollten?

Die kleineren und mittleren Härten haben mich nicht umgehauen. Die forderten eher meinen Widerstand heraus. Aber eine Situation hat mich fertiggemacht: Ich war im äußersten Osten von Weißrussland. Es war schon Herbst, von oben kam der Regen, unten war alles Matsch. Und durch diesen Matsch sah ich junge Frauen auf hohen Schuhen gehen. Und es war mir klar, dass der Matsch letztlich stärker sein wird und früher oder später das Schö-

ne und Junge runterziehen wird. Das war eine ganz starke Metapher. In dem Ort fuhr plötzlich ein großer Zug ganz langsam durch den Bahnhof, auf dem „Berlin-Moskau“ stand. Ich weiß nicht, ob ich stark genug gewesen wäre, weiterzugehen, wenn der angehalten hätte.

Ich stelle mir Ihre Ankunft in Moskau wie bei einem Marathonläufer vor: ein Moment voller Glückshormone.

Ich kann seitdem tatsächlich Leistungssportler verstehen. Es war eine solche Euphorie. Die letzten Kilometer bin ich durch graue, verschneite Vorstädte gegangen, aber schon wie auf Wolken. Ich wurde immer schneller, habe nicht rechts und links geschaut, und als ich das Ortsschild von Moskau sah, habe ich mich draufgestürzt und es umarmt. Es war ein Glücksrausch – mit dem einzigen Makel, dass ich allein war, obwohl ich ein Riesenbedürfnis hatte, mich mitzuteilen.

Sie sind nicht nur von Berlin nach Moskau gegangen, sondern auch einmal durch die USA, und zwar von Norden nach Süden. Sollte das in einem Land, in dem kaum einer zu Fuß geht, so eine Art Demonstration werden?

Ich habe auch das nicht ideologisch überfrachtet, aber es war schon ein Thema. Von Kollegen und Freunden wurde ich gewarnt, dass das gar nicht geht – das Laufen in den USA. Und ich wusste ja auch selbst, dass man da auf all den Landstraßen und Bürgersteigen niemanden trifft, der zu Fuß geht. Ich habe mir aber gesagt: Das ist meine Methode, und ich mach das mal. Und am Ende war es nicht schlecht, denn so habe ich unheimlich viele Amerikaner kennengelernt, die ich sonst niemals getroffen hätte.

Sind die nicht alle in Autos an Ihnen vorbeigerauscht?

Nein. Es haben viele angehalten und gefragt, ob sie mich mitnehmen können. „Need a ride?“ – diese Frage habe ich etliche Male gehört. Das waren diese klassischen Typen mit Basecaps und Latzhosen.

Die Anhänger der Tea-Party-Bewegung, die Obama zum Teufel wünschen?

Wir sind in unserer USA-Wahrnehmung sehr von West- und Ostküste geprägt, das andere sind die bösen Fly-over-Countrys. Die Verrücktheit der Tea Party ist mir ehrlich gesagt nur im Fernsehen begegnet, auf dem Motelzimmer. In der Realität nie. Es war schon so, dass niemand für Obama war, aber das waren alles keine Fanatiker, sondern Menschen, die vernünftige Argumente hatten, ob man deren Meinung nun teilt oder nicht.

Sie sind im Norden an der Grenze zu Kanada bei minus zehn Grad gestartet und in Texas bei plus 40 Grad angekommen. Ich denke mal, dass Ihr Gepäck allmählich leichter geworden ist.

Ich nehme nie viel mit, und manches lasse ich unterwegs zurück. In den USA hatte ich einen Parka aus dem Militärladen an. Als er zu warm wurde, habe ich das dicke Futter einem Jungen in Nebraska geschenkt.

Alle Welt trägt doch Funktionskleidung – und ausgerechnet Sie als Fernwanderer nicht?

„Dort, wo man hinfliegt, gibt es Zonen, wo man – ohne groß fremd zu sein – in der Sonne liegen kann und die Menschen von zu Hause trifft“

Stimmt. Es ist schick, herumzulaufen wie ein Wanderer. Aber das habe ich nie gemacht. Ich will nicht herumlaufen wie ein Outdoorfuzzi. Da ist auch ein Schuss Eitelkeit.

Reden wir mal über die Härten des Gehens: Was machen Ihre Gelenke?

Es ging immer ganz gut, keine großen Probleme. Ich habe eher Gelenkprobleme, wenn ich nicht laufe, beim Autofahren habe ich manchmal Knieschmerzen.

Einsamkeit?

Ist etwas Schönes. Wenn es auf Zeit ist, kann ich sie gut ertragen.

Heimweh?

Schon, ab und zu. Als ich nach Moskau gelaufen bin, hatte ich noch keine Kinder. Mittlerweile ist es anders.

Sie haben mal gesagt, dass Sie von jeder Reise europäischer zurückkommen. Wie meinen Sie das?

Wenn ich zum Beispiel an meine Asien-Reisen denke, fühle ich mich dort grundsätzlich wohl, aber am Ende gehöre ich hierhin.

Nach Europa oder nach Deutschland?

Nach Deutschland – schon wegen der Sprache. Ich arbeite damit, sie ist für mich extrem wichtig. Ich könnte daher nie lange woanders sein.

Weiß man vieles in der Heimat eher zu schätzen, wenn man fort war?

Ja, das ist so. Es geht mir aber nicht um alltägliche Annehmlichkeiten oder Sicherheiten. Es geht zum Beispiel um unser Recht, um die Abwesenheit von Willkür. Das ist mir wahnsinnig viel wert.

Hat die Ferne auch ein wenig von ihrem Zauber verloren, weil mittlerweile Hinz und Kunz in die Karibik oder nach Südostasien reisen?

Und dort, wo man hinfliegt, gibt es dann Zonen, wo man – ohne groß fremd zu sein – in der Sonne liegen kann und die Menschen von zu Hause trifft. Während einem das Fremde schon nach wenigen Metern vor der Haustür begegnen kann. ←



Auf nach Mekka

→ Nirgendwo auf der Welt kommen in so kurzer Zeit so viele Menschen zusammen wie im saudi-arabischen Mekka. Beim Hadsch, der muslimischen Pilgerfahrt, drängen sich in wenigen Tagen drei Millionen Menschen um die Kaaba, das quaderförmige Gebäude im Innenhof einer Moschee. Jeder der weltweit 1,6 Milliarden Muslime, der körperlich und finanziell dazu in der Lage ist, muss einmal im Leben nach Mekka reisen. Seit 2010 verkehrt für die Pilger die Mekka-Metro zwischen den wichtigsten Heiligtümern. ←



Oben: Kurz vor dem Gipfel herrscht oft so viel Andrang, dass ein Stau entsteht. Dabei sollen die Bergsteiger in sehr dünner Luft möglichst rasch umkehren.

Unten: Eine Frau trauert um ihren Mann, der einer von 16 Bergführern war, die im April bei einem Lawinenabgang ums Leben kamen, als sie die Strecke vorbereiteten

Ein Berg voller Probleme

Der Mount Everest ist zum Ausflugsziel für Tausende Menschen geworden. Viele von ihnen sterben in eisigen Höhen. Aber vor allem riskieren die einheimischen Sherpas, die die Ausrüstung der Touristen tragen und die Aufstiegsfade vorbereiten, ihr Leben

Von Bernd Kramer

D

→ Dass man nachts die Lawinen knirschen und krachen hört, ist nicht ungewöhnlich, aber dieses Mal musste etwas passiert sein. In den frühen Morgenstunden schlägt eine Druckwelle gegen die Zelte der Bergsteiger, stärker als sonst. Gegen sieben hört man die Rotoren der Hubschrauber über dem Camp. Aufgeregt werden Funksprüche abgesetzt. Man versteht nicht viel.

Das Basislager befindet sich auf 5.365 Metern über dem Meeresspiegel. Nachts wird es minus 15 Grad und kälter, man uriniert in einen Becher, um das Zelt nicht verlassen zu müssen. Morgens rieselt Raureif von der Zeltdecke. Hier oben gibt es keine Straßen, der letzte Flughafen vor dem Gipfel liegt auf 2.846 Metern Höhe, am Hang.

Auch in diesem Frühling harren hier mehr als 300 Bergsteiger aus, die noch weiter hinaufwollen. So hoch, wie es auf dieser Erde nicht höher geht.

Der Österreicher Andy Holzer, von Geburt an blind, ist in diesem Jahr einer von ihnen. Schon als Jugendlicher, hatte Holzer in einem Interview vor seiner Abreise nach Nepal gesagt, träumte er vom Mount Everest. „Ich habe mir monatelang Gedanken darüber gemacht, wie ich schwierige Situationen jeweils meistern kann“, sagte Holzer vor der Abreise. „Jetzt habe ich den Erfahrungsschatz, habe das logistische Wissen, und auch finanziell passt es. Die Chance, die ich spüre, will ich nutzen.“

Er wäre der zweite Blinde, der es hoch zum Mount Everest schafft. Die Route hat er fest im Kopf.

Dann passiert die Katastrophe.

Die Tour führt vom Basislager über vier weitere Zeltstädte zum Gipfel, 8.848 Meter über dem Meeresspiegel. Den Weg zwischen den Lagern präparieren Sherpas, sie spannen Seile zwischen den Felsen, in die sich die Bergsteiger später einhaken, sie legen Leitern über Eisschluchten. Die Vorhut für die Touristen aus aller Welt.

Und sie haben einen der gefährlichsten Jobs der Reisebranche überhaupt.

Am 18. April dieses Jahres sterben 16 von ihnen in den Morgenstunden unter einer Lawine, als sie die Strecke zwischen dem Basislager und dem ersten Zwischenstopp weiter oben passierbar machen wollen – es ist eines der bislang schlimmsten Unglücke am Everest.

Am Mittag kommen die Helikopter ins Basiccamp zurück, am Tau baumeln leblose Körper. Aus den Leichensäcken, die sie in der Zeltstadt ablegen, schauen Arme, Beine, Köpfe. „Von Stunde zu Stunde wurde die Katastrophe deutlicher“, mailt Andy Holzer später nach Hause.

Wie es weitergeht, ist unklar. Auch unter den Sherpas. Soll die Saison abgeblasen werden? Soll es Aufstiege geben? Einige

Sherpas blockieren den Weg Richtung Gipfel und streiken. „Es ist so unendlich schwierig, jetzt einen richtigen Weg zu erkennen“, schreibt Holzer.

Am Donnerstag nach dem Lawinenunglück fliegt Nepals Tourismusminister hinauf ins Basislager. Die Linie der Regierung ist klar: Der Bergtourismus soll weitergehen. Er will die Sherpas umstimmen. Vergebens.

Der Mount Everest ist ein gefährliches Ausflugsziel. Mehrere Hundert Menschen starben seit 1921, die meisten kamen in der sogenannten Todeszone ums Leben, oberhalb von 8.000 Metern, zwischen dem vierten Lager und dem Gipfel. Der Luftdruck ist dort so gering, dass kaum noch Sauerstoff in die Lungen gelangt.

Die Sherpas verbringen mehr Zeit in der Gefahrenzone als jeder Tourist. Das Sichern der Strecke für die Bergsteiger dauert oft Wochen

Das Atmen fällt schwer, das Blut wird dick, man bewegt sich langsamer, und wenn es besonders schlimm ist, beginnt man zu halluzinieren. Am 19. Mai 2012, einem Samstag, um 11.05 Uhr erreichte der deutsche Arzt Eberhard Schaaf mit zwei Sherpas den Gipfel, er setzte die Sauerstoffmaske ab, machte Fotos. Eine knappe Stunde blieb er oben in der dünnen Luft. Viel zu lang. Beim Abstieg verlor er das Bewusstsein, die Sherpas blieben bei ihm, wollten ihn retten, dann mussten sie ihn in der Kälte zurückschleppen. Neben Schaaf starben allein an diesem Wochenende fünf weitere Touristen am Everest.

Riskant ist der Trip zum Gipfel für jene, die ihre Kräfte überschätzen – vor allem aber für die einheimischen Sherpas. Seit 1922 verloren laut Himalaya-Database am Everest mindestens zehn Amerikaner ihr Leben, 17 Briten, 18 Japaner, aber mehr als 70 Angehörige des Sherpa-Volkes, das in den Höhen Nepals lebt. Schon seit den ersten Versuchen, den Mount Everest zu besteigen, wurden die Sherpas als Helfer eingesetzt. Sie sichern den Weg mit Seilen, sie tragen Ausrüstung, Sauerstoffflaschen, Zelte und Proviant den Berg hinauf. Es gibt Studien, die zeigen, dass die Angehörigen des Sherpa-Volkes genetisch besonders gut an die Höhen angepasst sind.

Aber sie verbringen mehr Zeit oben in der Gefahrenzone als jeder Tourist. An einer Strecke, die Bergsteiger später in ein paar Minuten passieren, arbeiten die Sherpas Wochen. Dadurch ist das Risiko, von einer Lawine getroffen zu werden, für sie größer. Sehr viel größer.

Statistisch gesehen ist ihre Arbeit gefährlicher als die eines amerikanischen Soldaten, der in den Irakkrieg zog. Der Tod ist Routine. „Wir müssen versuchen, das Risiko zu minimieren“, meint der 34-jährige Norbu Sherpa, nachdem er zwei Freunde bei dem Lawinenunglück am 18. April verloren hat.

Der Streik, der dieses Jahr im Basislager am Everest ausbrach, ist nicht der erste. Seit es Himalaya-Expeditionen gibt, kämpfen die Sherpas für bessere Arbeitsbedingungen. 1930 zogen sie gegen eine deutsche Expedition vor Gericht, weil sie sich unterbezahlt fühlten. 1933 streikten sie im Basislager wegen des schlechten Essens, das man ihnen gab. 1963 erstritten sie, dass sie genauso gute Schlafsäcke bekommen wie ihre Auftraggeber.

Nur eines stand in all den Jahren nie ernsthaft zur Debatte: den höchsten Gipfel der Welt für Ausflügler zu sperren. Kein Wunder. Der Everest hat sich zu einem der wichtigsten Touristenmagneten Nepals entwickelt.

Dabei hat es lange gedauert, bis es überhaupt ein Mensch hinaufschaffte. Die ersten Expeditionen starteten schon in den 20er-Jahren, aber erst 1953 stand der Neuseeländer Edmund Hillary als Erster oben – an seiner Seite der Sherpa Tenzing Norgay.

Seither gibt es einen regelrechten Ansturm – mit den waghalsigsten Rekordversuchen: Reinhold Messner war der Erste, der den Everest ohne Sauerstoffflasche bestieg, der US-Amerikaner Erik Weihenmayer der erste Blinde, der Neuseeländer Mark Inglis der erste doppelt beinamputierte Bergsteiger auf dem Everest. Ein 13-jähriger Amerikaner war 2010 der jüngste, ein 80-jähriger Japaner 2013 der älteste Mensch auf dem höchsten Gipfel der Erde. Das erste Telefonat in fast 9.000 Metern Höhe führte 2007 ein Brite.

Heute werden die Touristen regelrecht durchgeschleust. Über 4.000 Menschen haben den Everest bestiegen, der weitaus größte Teil von ihnen kam in den vergangenen Jahren. Mitunter bilden sich oben, kurz vor dem Gipfel, gefährliche Staus. Bergsteiger an den Befestigungsseilen kommen nicht voran – und müssen länger als nötig in der dünnen Höhenluft ausharren. Allein im Frühjahr 2013 machen sich 657 Menschen auf den Weg zum Gipfel, 119 von Tibet im Norden aus, 538 starten auf der Südroute in Nepal, Hunderte Bergsteiger aus aller Welt und unzählige Sherpas.

Die Regierung in Nepal verdient gut am gefährlichen Freizeitpark im Himalaya. 10.000 Dollar Besteigungsgebühr werden von jedem Touristen kassiert, der den Mount Everest hinaufwill. Der Everest und die anderen Himalaya-Gipfel spülen jährlich einige Millionen Dollar in die Staatskasse. Und auch die Sherpas sind Topverdiener in dem armen Land: In den zwei Monaten einer Saison verdient ein Sherpa bis zu 6.000 Dollar, es locken Prämien der Reiseveranstalter, wenn sie Touristen bis an den Gipfel führen. Das reicht, um ganze Familien zu ernähren.

Nur passieren darf auf dem Weg nach oben nichts. Und wenn doch?



In den Dörfern, aus denen die Sherpas kommen, herrscht oft große Armut. Der Weg auf den Gipfel ist auch ein Weg zu mehr Wohlstand

Dann ist es oft eine ganze Familie, die das Unglück trifft. Und für die niemand mehr etwas tut.

Chhewang Nima war 43 und kurz davor, den Rekord zu brechen: 19 Mal stand er bereits auf dem Mount Everest, noch eine Saison, vielleicht zwei, dann wäre er so oft auf dem Gipfel gewesen wie kein anderer Mensch vor ihm. Ebenso wie das Geld lockte der Wunsch nach Achtung und Anerkennung.

Im Oktober 2010 war Chhewang Nima mit der amerikanischen Bergsteigerin Melissa Arnot, 26 Jahre, am Baruntse unterwegs, einem 7.000er, der als Vorbereitung für den Mount Everest gilt. Als Chhewang Nima in der Nähe des Gipfels die Seile für den Aufstieg anbrachte, löste er eine Lawine aus, die ihn unter sich grub.

Als die Bergsteigerin Arnot in das Dorf fuhr, aus dem Chhewang Nima stammte, um seiner Witwe ihr Beileid auszudrücken, schickte man sie wieder fort.

Wenn ein Sherpa verunglückt, ist das für die Familie auch ein wirtschaftliches Drama. Denn eine ausreichende Absicherung im Unglücksfall gibt es oft nicht

Beerdigungen nach buddhistischem Brauch sind teuer. Arnots Sponsor spendete Geld, um der Familie zu helfen. Sie versprach, für den Verdienstaufschlag aufzukommen, denn Chhewang versorgte nicht nur seine eigene Familie, sondern auch die seiner acht Brüder und Schwestern. „Meine Leidenschaft“, sagt Arnot, „hat eine Industrie geschaffen, die Menschen sterben lässt.“

Seit 2002 sind die Reiseveranstalter verpflichtet, eine Versicherung für die einheimischen Gebirgsträger abzuschließen. Aber das Geld, das die Versicherungen nach einem Unfall auszahlen, reicht kaum. Die Folge: Im Ernstfall müssen Bergsteiger und Agenturen sogar über eine Rettung verhandeln.

Vor zwei Jahren wurde der Sherpa Lakpa Nuru von einem herabfallenden Fels getroffen. Blutend und halb bewusstlos lag er im Lager 2. Die Versicherung wollte damals 4.000 Dollar zahlen, ein Rettungsflug aber, mit dem Lakpa Nuru aus dem Lager in 6.400 Metern Höhe geholt werden konnte, kostete mehr als das Dreifache.

Wäre die Todesrate amerikanischer Skilehrer so hoch wie die der Sherpas am Mount Everest, schreibt der Journalist Grayson Schaffer, dann wäre der ganze Betrieb schon längst verschwunden.

Nach dem schweren Lawinenunglück in diesem April warteten der blinde Bergsteiger Andy Holzer und sein Team im Basislager lange auf eine Nachricht, wie es weitergeht. Dann war klar: Es finden keine Expeditionen mehr statt. „Ich glaube einfach, der Everest will dieses Jahr an der Südseite seine Ruhe haben, und das ist zu akzeptieren“, schrieb Holzer nach Hause.

Mit dem Sherpa, der ihn zum Gipfel begleiten sollte, hat Holzer eine Abmachung getroffen: „Wir haben uns im Falle einer Rückkehr zum Everest schon als Team verabredet.“

Die Regierung in Nepal teilt derweil mit, dass die für diese Saison ausgestellten Gipfelgenehmigungen verlängert werden. Wer innerhalb der nächsten fünf Jahre zum Everest zurückkehrt, spart eine erneute Gebühr. ←



Wo ist Claire?

Als Couchsurfer unterwegs,

Teil 1: Paris – von Arne Semsrott

1 Selbst für eine einzige Person ist Claires Einzimmerwohnung im Pariser Künstlerviertel Montmartre schon ziemlich eng. Jeder freie Quadratzentimeter ist vollgepflastert mit Postern, Schallplatten und seltsamen Kunstwerken. Ich vermute, dass Claire als Kunstagentin arbeitet, kann sie aber nicht fragen, ob das stimmt. Denn Claire ist nicht da, als ich in Paris ankomme. Sie habe spontan auf Reisen gehen müssen, meint ihre Nachbarin, die mich auf der Straße erwartet und mir die Wohnungsschlüssel übergibt. Bei ihrer überstürzten Abreise hatte Claire neben dem schmutzigen Geschirr in der Spüle offensichtlich auch ihr Handy im Zimmer vergessen. Das klingelt in den kommenden drei Tagen unaufhörlich. Ich traue mich aber nicht ranzugehen. Nach drei Nächten verlasse ich die Wohnung, lege die Schlüssel auf den Esstisch und ziehe die Tür hinter mir zu.

Eigentlich fährt ja kaum jemand per Anhalter. Wir sprechen mit einem, der das dauernd macht
fluter.de/reisen

Aufbruchstimmung

Heute ist Urlaub normal – noch vor 100 Jahren waren Ferien für die meisten Menschen ein Fremdwort und schlicht zu teuer. Doch damit die Schaffenskraft erhalten blieb, mussten sich auch Arbeiter ab und zu regenerieren. Wie der Tourismus entstand

Von Jan Ludwig

→ Über eine Milliarde Menschen, 1.087.000.000: So viele Bewohner der Erde reisten 2013 in ein anderes Land. Ob von Deutschland nach Spanien, von Venezuela nach Kuba, von Korea nach Australien – Nie zuvor waren so viele Touristen unterwegs. Und weil sie immer mehr werden und alle essen, trinken, schlafen müssen, wächst kaum ein anderer Wirtschaftszweig so schnell wie die Reisebranche.

Das Reisen an sich ist gar nicht so neu. Seit Jahrhunderten pilgern Gläubige zu den Stätten, die ihnen heilig sind: Muslime nach Mekka, Christen zu Wallfahrtsorten wie Assisi in Italien oder natürlich auch Rom, Buddhisten nach Lumbini. Doch die Pilgerreise war etwas, das man nur einmal im Leben machte. Zu lang und zu beschwerlich war der Weg. Um die Strapazen einer Reise auf sich zu nehmen, musste man schon sehr gläubig sein. Die meisten gingen zu Fuß – ein anderes Fortbewegungsmittel konnten sie sich gar nicht leisten.

Auch in der Kutsche fuhr man später alles andere als bequem. Selbst wenn die Sitzbänke gepolstert waren: Die Holzräder waren es nicht. Noch Ende des 18. Jahrhunderts, zu Mozarts Zeiten, dauerte eine Fahrt von München nach Frankfurt 74 Stunden, 116 Stunden die Reise von Berlin nach Wien. Die Erfindung des Dampfschiffs und der Eisenbahn änderte das – und die Erfindungsgabe eines englischen Geistlichen. Denn Thomas Cook, ein baptistischer Laienprediger und Antialkoholiker, hatte eine Mission. Sein Ziel war ziemlich profan: Cook wollte Arbeiter vom Trinken abhalten. Wer an die frische Luft fährt, so seine Idee, kippt nicht in düsteren Spelunken Fusel. Also organisierte er im Jahr 1841 per Handzettel für mehr als 500 Leute eine Zugfahrt mit Blasmusik, Tee und Schnitzchen, zum Festpreis von einem Schilling.



Zwar war das Ziel der Reise, eine rund 20 Kilometer entfernte Kleinstadt, ähnlich grau und trostlos. Aber immerhin: Zwei Stunden lang war man, so hoffte Cook, Gott näher als der Flasche. Die erste Pauschalreise der Geschichte – wenn auch noch ohne Übernachtung – wurde ein Erfolg. Und Thomas Cook mit seinem Reise-

Ein Schiffsbesitzer, der eigentlich deutsche Emigranten in die USA fuhr, organisierte die erste Kreuzfahrt, damit die Schiffe nicht leer herumdümpelten

unternehmen ein reicher Mann. Der Reisescheck, die Flusskreuzfahrt, der Reisekatalog, die touristische Weltreise: alles Cooks Erfindungen.

50 Jahre später, 1891, revolutionierte ein Deutscher den Tourismus zur See. Albert Ballin, ein Hamburger Kaufmann und Reederei, handelte nicht mit Gewürzen, nicht mit Kaffee, nicht mit Fisch. Ballin handelte mit Hoffnung und manchmal auch mit Glück: Ballin, ein Freund des deutschen Kaisers,

leitete die Schifffahrtslinie Hapag, seine Schiffe brachten Emigranten über den Ozean. Zu Hunderttausenden wanderten Europäer ab Mitte des 19. Jahrhunderts in die USA aus. Weil ihre Fahrt vielfach in Hamburg begann, galt die Stadt als „Hafen der Träume“. So wurde Ballins Hapag zur größten Reederei der Welt.

Doch Ballin war nicht nur der Exporteur hoffnungsfroher verarmter Emigranten. Ihn ärgerte, dass Nordatlantikquerungen im Winter nicht ausreichend nachgefragt wurden, und er fasste einen Entschluss. An einem stürmischen Januartag 1891 ließ er die „Augusta Victoria“ nicht auf besseres Wetter warten, sondern schickte das Schiff auf eine Kreuzfahrt ins Mittelmeer. An Bord: knapp 250 vornehme Damen und Herren, die es sich leisten konnten. Ein Dutzend Ziele steuerten sie an, und auch diverse Ausflüge standen auf dem Programm - sogar zu den Pyramiden in Ägypten. Die Reise gilt als erste Meereskreuzfahrt der Geschichte.



Doch zunächst blieb das Verreisen zum Vergnügen ein Privileg der Reichen. Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis Urlaub in breiten Gesellschaftsschichten üblich wurde. Denn um zu reisen, benötigt man zwei Dinge: Zeit und Geld. Die meisten Menschen im 19. Jahrhundert hatten von beidem zu wenig.

80 Stunden Arbeit pro Woche galten mal als normal – noch in der Weimarer Republik gab es höchstens drei Urlaubstage

Nie schufteten Arbeiter länger als zu den Hochzeiten der Industrialisierung, als überall Stahlfabriken wuchsen. 80 Stunden pro Woche galten um 1850 durchaus als normal. Bis zum Ende der Weimarer Republik hatten die meisten Arbeiter Anspruch auf höchstens drei Urlaubstage im Jahr. Mehr als ein Wochenendausflug war da nicht drin.

Das änderte sich in den 20er-Jahren, als die Gewerkschaften anfangen, für ihre Mitglieder Pauschalreisen zu organisieren. Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, gründeten sie die Organisation „Kraft durch Freude“, eine Art staatlicher Reiseveranstalter. Die arischen Arbeiter sollten bei Laune gehalten und „gleichgeschaltet“ werden, also offerierte man ihnen billige Kurzausflüge, gleichzeitig bot die massenhafte Verschickung von Menschen die Möglichkeit, Logistik und Organisation für den Krieg zu erproben. 20.000 Menschen sollten sich zum Beispiel im Seebad Prora auf Rügen erholen können. Doch noch bevor der grotesk große, 4,5 Kilometer lange Gebäudekomplex an der Ostseeküste fertig wurde, begann der Krieg, und die Bauarbeiter wurden abgezogen. Nun schufteten hier Zwangsarbeiter am provisorischen Ausbau.

Nach dem Krieg war in Deutschland an Urlaub kaum zu denken. Erst das Wirtschaftswunder besicherte dann vielen Familien in

der BRD ein Auto, das Einkommen wuchs. Gewerkschaften kämpften für kürzere Arbeitszeiten und mehr freie Tage. Mit Erfolg. In den 50ern ist noch Ruhpolding in Bayern das Traumziel, dann folgt schon Italien. 1971 fliegt zum ersten Mal ein gecharterter Jumbo-Jet nach Mallorca. Heute reisen rund drei Viertel aller Deutschen.

Allerdings nutzen nicht alle die Möglichkeit, individuell zu verreisen. Versandunternehmen wie Neckermann, die bis dahin Fernseher und Sommerkleider anboten, begannen schon in den 60ern, Pauschalreisen nach Tunesien oder Spanien zu offerieren.

Mancher Ort war auf einen derartigen Ansturm von deutschen Touristen noch nicht vorbereitet. Verstreut hätten die Urlauber vielleicht in einer Stadt wohnen können, in kleinen Hotels, Pensionen, Privatwohnungen. Sie für Tagesausflüge einzusammeln hätte dann aber schon Stunden gedauert. Praktikabel war das nicht. Also baute man riesige Hotels an den Strand, Bettenburgen mit oft mehreren hundert Zimmern, eine neben der anderen. So entstand das Panorama, das man heute von vielen Touri-Orten kennt: blaues Meer, Sandstrand, Hochhaus. Auf Mallorca übernachteten im gesamten Jahr 1950 rund 100.000 Touristen. 2013 kamen fast 100-mal so viele: 9,5 Millionen.

Seit Kurzem sind nicht mehr die Deutschen, sondern die Chinesen die Weltmeister im Reisen. 97 Millionen von ihnen zogen 2013 in die Welt hinaus und kehrten mit Erfahrungen wieder. Verglichen mit der Einwohnerzahl des Landes ist das zwar wenig. Doch auch in China wird in den nächsten Jahren die Mittelschicht wachsen, und immer mehr werden sich eine Reise leisten können. Bis zur zweiten Milliarde Touristen ist es also nicht mehr weit. ←



Im Deckchair: Auf so einer Kreuzfahrt hat man
viel Zeit, abzuhängen. Wer lieber Aktivurlaub
macht, sollte aber umbuchen

Auf dem falschen Dampfer

Na dann, ahoi: Kreuzfahrten werden immer beliebter, dabei verbrennen die Schiffe extrem umweltbelastendes Schweröl und verbrauchen so viel Strom wie eine Kleinstadt – ein Branchenreport

Von Christian Litz



→ In der Kulturgeschichte des Schiffsmotors gibt es diesen einen aus heutiger Sicht tragischen Wendepunkt Mitte der 50er. Es war klar, dass Dampfschiffe verschwinden würden. Also kauften die Reeder Schiffsmotoren, die mit Diesel angetrieben wurden. Heute, mit den neuen Filtersystemen, wären Dieselmotoren perfekt. Aber damals kam, gerade als sie sich durchsetzten, noch mehr technischer Fortschritt dazwischen. Es gab plötzlich Motoren, die konnten das bisher Unmögliche. Sie konnten Schweröl verbrennen.

Schweröl, eher zäh und harzig als flüssig, enthält viel Schwefel, Schwermetalle und Asphaltene (hoch kondensierte aromatische Kohlenwasserstoffe), die es schwarz und giftig machen. Es kann Motoren nur dann antreiben, wenn man es vorher erhitzt.

Beim Raffinieren ist Schweröl so was wie der Abfall bei der Herstellung von Heizöl, Diesel, Kerosin, Benzin und Vorprodukten für die chemische Industrie. Irgendwie muss man es loswerden als Raffineriebetreiber. Deshalb war es superbillig. Stahlwerke und Stromkraftwerke kauften es anfangs, bald aber weniger. Es war einfach zu dreckig. Zum Glück der Mineralölindustrie rüsteten die Schiffsbesitzer damals um. Sie wollten den billigsten Treibstoff, der auf dem Markt war, denn der Treibstoff macht bis zu 70 Prozent der laufenden Kosten eines Schiffes aus. So wurde schließlich Schweröl verbrannt – etwas, das laut Dietmar Oeliger vom Naturschutzbund Deutschland eigentlich „Sondermüll ist, der dummerweise noch mal einen Abnehmer gefunden hat“. Abgase aus Schiffsmotoren enthielten seit den 60ern zwischen 3,5 und 4,5 Prozent Schwefel, so eine Studie des Mineralölkonzerns Chevron. Die Internationale Seeschiffahrtsorganisation IMO hat ab 2012 einen Grenzwert von 3,5 Prozent festgelegt. Klassischer LKW-Diesel hat 0,001 Prozent Schwefelanteil.

Frachter, die beispielsweise von Schanghai nach Hamburg fahren, geben also Schwefeloxide in die Luft über dem Indischen Ozean ab. Im Hafen sind sie ja nur kurz und meist ohne dass der Motor richtig läuft. Daher fiel das Problem jahrzehntelang nicht auf. Bis der Kreuzfahrtschiff-Boom kam.

Früher war Axel Friedrich im Umweltbundesamt für die Einführung des Katalysators in Automotoren zuständig. Er gilt als Autorität, wenn es um die Verhinderung von Schadstoffen geht. Nun ist er nicht mehr Beamter, sondern Berater von Greenpeace, BUND, NABU, Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (heute GIZ), Weltbank, um ein paar zu nennen. Und er rät dazu, die Kreuzfahrtschiffe in den Mittelpunkt der Kritik zu stellen, obwohl es schätzungsweise 100-mal weniger Kreuzfahrt- als Frachtschiffe gibt.

„Transportreedereien ist ihr Image egal“, so Friedrich. „Die Kreuzfahrtbranche aber braucht ein gutes Image. Sie muss an ein großes Publikum verkaufen. Also ist sie leichter angreifbar.“ Zweitens: „Kreuzfahrtschiffe sind sichtbarer. In Häfen liegen sie für alle wahrnehmbar am Kai. Anders als Containerschiffe.“ Drittens, so Friedrich: „Der Schifffahrtsbranche geht es gerade nicht gut. Die Kreuzfahrtbranche jedoch boomt. Sie hat seit Jahren ein Wachstum von zehn Prozent. Man muss Forderungen an die stellen, die Geld haben.“

Bei der Handelskammer Hamburg haben sie den Computer ackern lassen. Mit folgender Formel ließen sie den Rechner arbeiten: $WS + 0,577 \times 0,47 = WS \times (1 + 0,577 \times 0,47) = 1,271 \times WS$. WS gleich Wertschöpfungsmultiplikator. Am Ende sagte die Statistik, dass der Kreuzfahrttourismus aktuell 270,6 Millionen Euro in die Stadt brachte. Zwischen 2011 und 2013 stieg die Zahl der Anläufe in den Hafen um 50 Prozent und, weil die neuen Schiffe immer größer werden, die Passagierzahl um 60 Prozent. Mehr als 6.000 geldausgebende Touristen kann so ein Schiff über die Binnenwirtschaft einer Hafenstadt ausgießen. Zwei Kreuzfahrtterminals gibt es im Hamburger Hafen bereits. Ein drittes soll 2015 fertig sein.





Seid ihr alle an Bord: Die Veranstalter lassen sich
einiges einfallen, um die Passagiere zu bespaßen.
Die Zeiten, in denen nur Rentner in See stachen, sind
vorbei. Heute schippern auch Junge gern

178 Kreuzfahrtschiffe liefen 2013 den Hafen an, 2014 werden es rund 190 sein, vielleicht sogar ein paar mehr. 552.459 Touristen brachten die Schiffe 2013 nach Hamburg, die Prognose für dieses Jahr liegt bei 600.000. Die Zahlen für Europa liefert die CLIA, das steht für „Cruise Lines International Association“, den größten Verband der Branche: 37,9 Milliarden Euro hätte die Branche in Europa umgesetzt. Die CLIA erwartet die ganz großen Zahlen für die Zukunft. Denn die Amis kreuzen noch viel mehr, die Europäer, vor allem die Deutschen, könnten sich also noch steigern.

Für die Tourismusmanager der Hafenstädte sind gute Passagiere diejenigen, die ein paar Tage in der Stadt verbringen

Es seien besonders wertvolle Touristen, sagt Nadine Palatz vom „Hamburg Cruise Center“, einem Zusammenschluss von Firmen, die ihr Geld mit Kreuzfahrern machen. Dass die Reisenden, die in Hamburg an Land gehen, so wertvoll sind, liege daran, dass die meisten der Kreuzfahrtschiffe, die in Hamburg einlaufen, dort ihre Reise beginnen oder beenden. Für Tourismusmanager sind gute Touristen diejenigen, die ein paar Tage in der Stadt verbringen, einkaufen, Taxi fahren.

In Venedig, der „bella città della laguna“, gibt es nicht so viele Autos und dennoch die schlechteste Luft aller italienischen Großstädte. Zumindest behauptet das die Bürgerinitiative „Comitato no grandi navi“. Das liege an den Kreuzfahrtschiffen. Bis zu acht Stück laufen täglich ein. Nach Venedig kommen mit den Schiffen eher die sogenannten Transfertouristen, solche, die morgens anlegen, den Tag an Land verbringen und abends wieder ablegen.

Wenn ein Hafen Pech hat, und viele haben Pech, schlendern die Touristen mal durch – und fertig. An Bord essen sie zu Tausenden ihre Vieltgang-Menüs in hell erleuchteten Hallen, gehen in Spa-Bereiche, in Kinos, planschen in beheizten Schwimmbädern, lassen die Klimaanlage laufen. Denn sie haben ja pauschal vorab bezahlt. Das bedeutet: Diese Kreuzfahrtschiffe sind Superstromfresser, die im Hafen die Motoren laufen lassen müssen. So ein Kreuzfahrtschiff hat einen Stromverbrauch wie eine Kleinstadt.

Der internationale Kreuzfahrtverband schickt, um gegen die Naturschützer zu bestehen, Pressemitteilungen: Auf Kreuzfahrtschiffen werde viel für den Umweltschutz getan, steht zum Beispiel darin. Um 70 Prozent sei der Treibstoffverbrauch in den letzten 20 Jahren gesunken, weil die Motoren besser geworden seien. Nur: Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Kreuzfahrtschiffe um ein paar hundert Prozent. Umweltschutzerfolge vermeldete auch der „European Cruise Council“, ein anderer Zusammenschluss von Kreuzfahrtanbietern, der sich Ende 2012 mit der CLIA zusammen-

geschlossen hat. Aber keiner der beiden Verbände nennt den Grund für die Fortschritte: In sogenannten Schutzzonen (Emission Control Areas) darf kein Schweröl mehr verbrannt werden.

Die Vorschriften für alle Schiffe, die auf den Meeren fahren, kommen von der IMO, der „International Maritime Organization“, einem UN-Gremium in London. Regionen können Sonderregelungen verlangen, und manche machen das auch: Die nordamerikanische Schutzzone (ca. 200 Seemeilen) vor den Küsten der USA und Kanadas sowie fast die komplette Nordsee und die Ostsee dürfen nur noch mit Treibstoff, der weniger als ein Prozent Schwefelanteil enthält, befahren werden.

Frachtschiffe fahren deshalb möglichst lange auf offenem Meer und schießen auf dem kürzesten Weg in den Hafen. Für diese Ausflüge nutzen sie sogenannten „Marine Diesel“, der nur ein Prozent Schwefel enthält. In Häfen der Europäischen Union darf, sobald das Schiff angelegt hat, nur Treibstoff mit einem Schwefelanteil von maximal 0,1 Prozent verbrannt werden. Ab 2015 gilt diese Obergrenze auch für die Nord- und Ostsee. Ab 2020 soll dann weltweit auf allen Meeren eine 0,5-Prozent-Schwefel-Obergrenze gelten. Außerhalb der EU könnte das Inkrafttreten dieser Regelung allerdings noch auf 2025 verschoben werden, falls nicht ausreichend geeigneter Treibstoff zur Verfügung steht. Kreuzfahrtschiffe können also auch anders. Aber ihre Besitzer zeigen das nur, wo Schweröl verboten ist.

Gerade sei „alles in der Schwebe“, sagt Michael Rebbelmund von der Firma Bomin Linde in Hamburg, die umweltschonenderes „Liquid Natural Gas“ (LNG) verkaufen will. Gewonnen wird LNG in teuren Anlagen. Gas, riesige Tanks und neue Technik sind dafür nötig, Schiffe müssen für viel Geld umgerüstet werden. „Scrubber“ könnten das Problem lösen. So werden die neuen Entschwefelungsanlagen genannt. Sie sorgen für gute Luft, übrig bleiben aber die Reststoffe, vor allem Schwefelsäure. Die müssten entsorgt werden oder dürfen ins Meer abgelassen werden. Umweltschützer mögen sie nicht, da die Technik den Dreck nur von der Luft ins Meer verlagere. Schiffsbesitzern sind sie zu teuer. Acht bis zehn Millionen Euro koste so ein Ding, sagt Rebbelmund. Und da ist noch eine Möglichkeit: Wenn Kreuzfahrtschiffe im Hafen liegen, könnten sie von Land Strom kriegen. Quasi aus der Steckdose. Wobei das in vielen Häfen wieder nicht gehen wird.

Der Umweltschützer Axel Friedrich hält das alles für „Augenwischerei“. „Die neuen Schiffsmotoren sind hocheffizient, effizienter als Kraftwerke. Landanschlüsse wären also schlechter für die Umwelt.“ LNG? „Teurer als Diesel.“ Am besten wären Dieselmotoren mit Katalysator. Bei einem Neubau koste ein Kat 1,5 Millionen Euro, bei einem Umbau 3,5 Millionen Euro. Die Branche verdiene so viel, dass sie sich das Umrüsten leisten könne. „Es werden ständig neue Kreuzfahrtschiffe gebaut. Die geben für die Luxusinnenausstattung viel Geld aus, da ist das doch ein Klacks.“ ←



Das juckt mich Als Couchsurfer unterwegs, Teil 2: Tallinn

2 In Tallinn komme ich bei Marcel unter, einem Mitarbeiter der belgischen Botschaft. Er wohnt in der Innenstadt in einem alten, knarzenden, typisch estnischen Holzhaus, das aber anscheinend seit der Unabhängigkeit des Landes nicht mehr geputzt wurde. Nach zwei Tagen bei Marcel mache ich mich weiter auf den Weg nach Finnland und nehme einen starken Juckreiz an beiden Beinen mit, der mich in den anschließenden zwei Wochen der Reise nicht mehr verlässt. Als ich herausfinde, dass ich mir bei Marcel Flöhe geholt habe, sind schon meine gesamten Klamotten kontaminiert. Um mich zu trösten, habe ich aber immerhin noch etwas Bier. Das wollte ich eigentlich Marcel als Gastgeschenk geben, aber er nahm es nicht an. „Mag ich nicht“, hatte er gesagt.

Neue Zähne? Schöner
Po? Manche reisen
auch, um sich im
Ausland medizinisch
verschönern zu lassen
fluter.de/reisen



Bitte nicht besuchen!

→ Etwa 100 isoliert lebende Stämme soll es noch auf der Erde geben, doch die meisten erhalten früher oder später Besuch - erst von neugierigen Forschern, dann oft von Touristen, die nach paradiesischen Gegenden suchen. Wie man sich den Rest der Welt erfolgreich und dauerhaft vom Leib hält, zeigt das Beispiel der Insel Nord-Sentinel.

Schon sehr früh, nämlich im 10. Jahrhundert, berichteten die ersten Schiffsreisenden von der Andamaneninsel Nord-Sentinel, die im Schutz eines Korallengürtels im Golf von Bengalen liegt. Ausgemachte Fremdenfeinde seien ihre Bewohner, so sagte man. Gott sei Dank sehr isoliert, denn sie fräßen ihre Besucher bei lebendigem Leib. Marco Polo schrieb Ende des 13. Jahrhunderts: „Sie haben Köpfe, Augen und Zähne wie Hunde. Sie sind sehr grausam und töten jeden Fremden, der ihnen in die Hände fällt.“ Marco Polo hat die Insel wahrscheinlich nie betreten. Er fällte sein Urteil nach Hörensagen und trug so dazu bei, dass die Sentinelesen bis heute als besonders grausam gelten. Die indische Regierung versuchte lange Zeit, die Sentinelesen an die „Zivilisation“ heranzuführen, um aus der Insel eine Kokosplantage zu machen - auch mit Geschenken. 1974 brachte ein Filmteam Aluminiumtöpfe, eine Puppe und ein Schwein mit. Die Sentinelesen attackierten beides mit Pfeil und Bogen und vergruben die Geschenke im Sand. Ende der 90er-Jahre stellte die indische Regierung die Versuche der Kontaktaufnahme weitgehend ein. Ein Segen für die Sentinelesen. Denn durch Kontakte mit Fremden wurden schon viele Völker dezimiert, weil sie gegen eingeschleppte Krankheiten keine Abwehrkräfte besaßen. ←

Es geht bergab

→ Im Winter locken die Berge jedes Jahr Millionen von Skiläufern. Die Schäden, die der Skizirkus hinterlässt, sieht man erst im Sommer: abgestorbene Wiesen und Mondlandschaften. Kein Wunder, dass sich vielerorts Widerstand gegen weitere Liftanlagen regt. ←

Da ist noch Luft nach oben



Lieber Fahrrad als Auto fahren, aber am Wochenende mit dem Billigflieger mal eben nach London oder Rom düsen: Wenn es ums Reisen geht, macht auch das schlechte Gewissen gern mal Urlaub. Dabei gibt es durchaus Wege, verantwortungsvoll Ferien zu machen

Von Philipp Brandstädter

→ Ab sofort nur noch Biogemüse. Die drei Euro extra für den Fairtrade-Kaffee sind Ehrensache. Und die Gemüsebratlinge sehen auch irgendwie schicker auf dem Warenband aus als das halbe Pfund Hack. Dann wandert der ganze Kram in einen alten Stoffbeutel. Fühlt sich besser an. Schließlich schwimmen schon genug Plastiktüten im Meer. Und irgendetwas muss man doch tun. Gegen die Ausbeutung des Planeten und den ganzen Wahnsinn drum herum.

Um den Klimawandel zu stoppen, müssten wir den Ausstoß von Treibhausgasen auf zwei Tonnen pro Nase und Jahr reduzieren. Sagt der Weltklimarat und demotiviert uns in Grund und Boden. Schon geht das gute Gefühl aus dem Supermarkt flöten. Die Umwelt ist nicht zu retten. Also machen wir Urlaub von unserer Verantwortung und drucken im Schummerlicht der Energiesparlampen einen Satz Flugtickets aufs Recyclingpapier.

Ganz oben in der Hitliste der Gründe für die selbst verschuldeten Klimakatastrophe: das Reisen. „Der Flug von Berlin nach New York und zurück verursacht Emissionen von zweieinhalb Tonnen CO₂“, sagt Kathrin Dellantonio vom Klimaschutzprojekt myclimate, einer gemeinnützigen Schweizer Stiftung. In etwa die gleiche Menge produzieren wir, wenn wir 16.000 Kilometer Auto fahren. 2,5 Tonnen CO₂. Die entstehen, wenn eine Molkereifirma 250 kg Käse herstellt. Oder eine Brauerei 9.200 Liter Bier.

Beim Fliegen schießt die CO₂-Bilanz durch die Decke. Diese Erkenntnis ist ein entscheidender Schritt. Auch Fluggesellschaften wollen ihre Emissionen senken, schon aus wirtschaftlichem Interesse, denn Kerosin ist teuer. „Sie bauen leichtere Flugzeuge, erhöhen die Bestuhlung in den Fliegern, versuchen die Routen zu optimieren“, erklärt Dellantonio. Und suchen nach alternativen Treibstoffen aus Ölpflanzen, für die gern mal ein paar Tausend Hektar Regenwald gerodet und Landwirte vertrieben werden. Einige Biodieselpunkte sind schon wieder begraben. Zu wenig Fachwissen, zu viele Fehler, zu wenig Zeit für die Entwicklung.

Bei der Reiseplanung kreist das Gewissen vor allem um die Wahl des Transportmittels. Umweltschutz kostet entweder Zeit oder Geld. Kompensiere ich die Treibhausgase meines Fluges mit einer Ausgleichszahlung? Soll ich lieber in den Bus steigen?

„Auf Kurzstreckenflüge sollten Sie möglichst verzichten“, sagt Johannes Reißland vom „forum anders reisen“, einem Tourismusverband, der auf ökologisch verantwortungsvolles Reisen ausgelegt ist. „Hierzulande kann man bei solchen Strecken gut auf die Bahn umsteigen. Auch ein Blick auf die neuen Fernbusse lohnt sich.“ Die Busunternehmen erweitern ihr Streckennetz ständig und werfen zurzeit mit Sparpreisen um sich. Ein Fahrgast im Bus verbraucht nur halb so viel CO₂ wie einer im Zug.

Doch spätestens an der Küste enden Straßen und Schienen. Weitere Strecken lassen sich nur im Flieger überwinden. Ob ein Flug angemessen ist, könne man an der Aufenthaltsdauer festmachen, rät Johannes Reißland. „Ab 3.800 Kilometer Strecke sollte man mindestens acht Tage an seinem Ziel bleiben. Vielleicht reicht es ja auch, bloß einmal nach Lanzarote zu fliegen und die Insel komplett zu erkunden, anstatt jedes Jahr nur stückweise.“

Wer über den Wolken zu viel über das Schmelzen des Eises an den Polkappen nachgedacht hat, kann sich immer noch freikaufen. Stiftungen und Organisationen bieten an, dass man durch Ausgleichszahlungen ökologische Projekte unterstützen kann. Wälder pflanzen, erneuerbare Energien fördern und so weiter. „Mit den CO₂-Rechnern im Netz lassen sich die Emissionen genau ermitteln“, sagt Kathrin Dellantonio. „Durch eine entsprechende Gegenzahlung kann man dann genauso viel CO₂ einsparen, wie man im Flugzeug verursacht hat.“ Ein moderner Ablasshandel.

Bei einem Transatlantikflug kostet das Gewissen bereits um die 60 Euro. Klingt nach viel Geld. Im Vergleich zu dem kleinen Vermögen, das ohnehin schon bei der Reisebuchung draufgegangen ist, geht es vielleicht wieder. Und tatsächlich scheint es so etwas wie ein saches Umdenken zu geben, sogar in den Köpfen

Wer einfach mal nur schwimmt, anstatt mit dem Jetski über das Korallenriff zu brettern, macht schon viel richtig

der Schnäppchenurlauber. „In den vergangenen Jahren entdeckten immer mehr Leute eine Art Lebensqualität im Umweltbewusstsein“, sagt Johannes Reißland. „Unsere Kernklientel sind natürlich nach wie vor die Lohas. Aber daneben steigt die Zahl der Kunden, die fairer reisen wollen.“ Loha steht für „lifestyle of health and sustainability“, für einen Lebensstil, der Wert auf Gesundheit und Nachhaltigkeit legt.

Weil die Nachfrage wächst, springen auch die Reiseunternehmen auf den Zug auf und bieten nachhaltigen Tourismus an. Der beschränkt sich längst nicht mehr auf alternative Transportmittel und Fluggesellschaften mit annehmbarer CO₂-Effizienz. „Natürlich macht es auch einen Unterschied, ob Sie Ihren Urlaub in einer Hotelkette oder in einer privat geführten Pension buchen“, erklärt Reißland. „Ob Sie sich abends auf das riesige Buffet stürzen, von dem die Hälfte im Müll landet, oder ob Sie lieber selber kochen.“ Oder ob man bei Ausflügen gern wandert und Fahrrad fährt oder lieber mit dem Jeep durch den Nationalpark und mit dem Motorboot übers Korallenriff brettert.

Denn mehr noch als organisierte Umwelthilfe im Tourismus hilft wohl letztlich die persönliche Einstellung: Müssen wir wirklich in die Dominikanische Republik, um am Pool ein Buch zu lesen, oder geht das auch an einem See in Deutschland? Und will das Selfie vor dem regenwaldumrankten Archipel wirklich jemand sehen? Wer sich auch mal solche Fragen stellt, ist schon auf einem guten Trip. ←



Parkbank statt Sofa Als Couchsurfer unterwegs, Teil 3: Sarajevo

3 Alles gut geplant, dachte ich. Eine Woche Aufenthalt in Sarajevo mit Sightseeing, Akkreditierung beim berühmten Filmfestival der Stadt, Unterkunft bei drei verschiedenen Couchsurfern. Dumm nur, dass alle drei Gastgeber nach meiner Ankunft in der Stadt weder auf E-Mails noch Anrufe reagieren und ich ihre Adresse nicht kenne. So muss ich mir ein Zimmer im Hostel nehmen, das mich wegen Überbuchung allerdings einen Tag später wieder auf die Straße setzt. Alle anderen Hostels der Stadt sind wegen des Festivals ebenfalls ausgebucht, die Hotels kann ich mir nicht leisten. So verbringe ich eine Nacht auf einer Parkbank in der Innenstadt von Sarajevo. Meinen unruhigen Schlaf stört zwischendurch ein angetrunkener amerikanischer Tourist. „Ey, wenn du keinen Platz in einem Hostel findest, solltest du mal Couchsurfing versuchen“, sagt er zu mir.

Statt im Reiseführer kann man auch in Reiseblogs schmökern. Wir stellen die besten vor: fluter.de/reisen

Der Traum vom Glück

→ Eine Romanze in einem afrikanischen Land: Davon träumen manche Frauen aus Europa und fliegen nach Kenia, um einen Mann kennenzulernen. Auch, wenn oft Geld für die Liebesdienste fließt, träumen viele der Touristinnen davon, dass ein bisschen Gefühl im Spiel ist oder sogar mehr. Der österreichische Regisseur Ulrich Seidl hat einen tollen Film über diese Version des Sextourismus gemacht. Er heißt „Paradies: Liebe“. ←





Warum geht ihr so oft pinkeln?

Schon spannend, der Blick der anderen auf Deutschland. Wir haben uns mal 24 Stunden lang umgehört – in einem Hostel in der Touristenmetropole Berlin

Von Jan Ludwig

A

→ Als ein Journalist einmal Angela Merkel fragte, was sie an Deutschland mag, sagte sie: „Kein Land kann so dichte und so schöne Fenster bauen.“ Was man auch so interpretieren kann, als sei Deutschland noch ganz dicht. Aber sehen das Touristen auch so? In die Hauptstadt unseres Fensterlands kamen im letzten Jahr so viele Touristen aus dem Ausland wie noch nie, gut elf Millionen. Sie alle sind in Berlin auf der Suche nach irgendwas: Manche suchen die Vergangenheit am Checkpoint Charlie, manche die Gegenwart im Techno-Club Berghain, und manche von ihnen suchen auch die Zukunft.

In diesem Berlin steht das „wombat’s“, einer von fast 800 Beherbergungsbetrieben in der Stadt. Chinesen schlafen hier im Stockbett über Italienern, Koreaner teilen sich ein Zimmer mit Iren. Hier sagt man nicht Berlin, sondern „Böhr-Lynn“. Auf den Straßen und in den Clubs der Stadt verschmelzen sie zu einer Weltgemeinschaft. An einem Wochenende waren wir dabei.

Samstag, 14 Uhr

Tom war auch schon letzte Nacht da. Nur erinnern kann er sich im Moment nicht. Schwarzes T-Shirt, Hornbrille, Bart: Tom sieht aus wie ein Berliner Hipster. Aber Tom kommt aus Israel. Er sitzt auf seinem Stockbett und grübelt, wo er seinen Freund Devin gelassen haben könnte. Gestern waren sie noch zusammen unterwegs, ein Bierchen hier, ein Bierchen da, erzählt er. So gut man sich in Berlin verlieren kann, so leicht geht man eben auch verloren.

Warum er nach Berlin gekommen ist? „Das Leben hier ist nur halb so teuer wie in Tel Aviv“, sagt Tom. „Und ich fühl mich hier viel sicherer. Die Leute sind freundlich. Vielleicht ziehe ich auch hierher.“ Und ist das kein Problem für deine Familie, wenn du nach Deutschland ziehst, dessen Regime im Dritten Reich Millionen Juden ermordet hat? „Was? Nein, Mann! Mein Vater hat mir sogar vorgeschlagen, nach Berlin zu ziehen. Ich hab die Tel Aviver satt.“ Jetzt muss Tom los, einkaufen, morgen ist ja Sonntag, und alles hat zu. Denkt Tom. „Religion ist einfach Mist“, sagt er und geht.

Samstag, 17 Uhr

Bis eben waren im Zimmer noch zwei Betten frei. Nun schieben Randy und Hank, zwei Brüder aus den USA, ihre Rollkoffer durch die Tür. Touristen oder Arbeit? „Beides“, sagt Randy. „Ich wollte mir mal die Start-up-Szene angucken.“ Randy ist 23 Jahre alt und arbeitet in New York in der IT-Branche. Er will wissen: Was machen die Internet-Start-ups in Berlin anders? Was machen sie besser? „Aber natürlich will ich auch Berlin sehen!“ Und schon geht es hinaus in den frostigen Maiabend.

Ein wenig laufen sie durch Berlin wie staunende Kinder durch ein Museum. „Wie weit ist es nach Westberlin?“, fragt Randy. „Wo ist der längste Teil der Mauer?“, will Hank wissen. Sie schlendern durch die Hinterhöfe am Prenzlauer Berg. „Wow! Und ich dachte immer, in L.A. gäbe es viel Graffiti“, sagt Hank. Eine Antifa-Flagge hängt aus einem Fenster, im Erdgeschoss steigt ein Benefizkonzert für syrische Gefangene. Ein Mann mit John-Lennon-Brille verkauft die Karten. Gibt es irgendetwas, was ihnen an Deutschland bisher nicht gefallen hat? „Ja. Der Flughafen.“

Samstag, 19 Uhr

In der Bar des Hostels, mit Blick auf die Skyline von Berlin, hat die Party schon begonnen. Ein Dutzend Gäste steht auf den Bänken und schmettert Britney Spears und Bryan Adams, die Superhits der 80er, 90er und von heute. Maria arbeitet hinter der Bar des Hostels und hat fast immer Stöpsel in den Ohren. „Das gehört hier zur Grundausstattung“, sagt sie. „Iren und Briten singen am lautesten. Australier singen leiser, reden aber dafür laut. Kanadier singen nicht.“ Maria ist aus der Slowakei und kam einst als Touristin nach Berlin, für ein Konzert ihrer Lieblingsgeigerin. Sie wusste sofort: Hier will ich hin. „Ich hab mich von Anfang an zu Hause gefühlt.“

Samstag, 24 Uhr

Randy und Hank unterhalten sich mit zwei Irinnen. Patrice, 28, dunkle Haare, Sommersprossen, ist zum ersten Mal in Berlin. Sie war schon kurz nach der Landung überrascht. „Als ich meinen Pass zeigte, haben die Beamten gar nichts gesagt. In den USA wird man ja verhört. Und hier? Kein einziges Wort!“ Überhaupt seien die Deutschen viel entspannter, als sie erwartet hatte. Was ihr sonst gefallen hat? „So viele kleine Läden, kaum große Filialen. Ich war nur leider viel zu verpennt, um mir die Klamotten anzugucken.“ Am Vortag war sie bis neun Uhr morgens in Friedrichshain unterwegs.

Sonntag, 1 Uhr

Timothy, 24, Elektriker aus Australien, steht in einer Bar in Mitte. Er tourt gerade durch Europa: erst Rotterdam, dann Amsterdam, jetzt Berlin. „Das Pub Crawl habe ich schon hinter mir“, sagt Tim und zeigt auf sein orangefarbenes Bändchen am linken Handgelenk. Das „Pub Crawl“ heißt so, weil man sinngemäß von einer Bar zur nächsten robbt. In Wahrheit hätte man dafür kaum Zeit, so viele Bars besucht man in wenigen Stunden. „Was mir in Deutschland auffällt“, sagt Tim, „wohin man auch guckt, überall stehen Leute und pinkeln.“

Sonntag, 3 Uhr

In der Simon-Dach-Straße in Friedrichshain reiht sich eine Bar an die andere, dazwischen Drogendealer und Döner. Spaziergang durch die nahen Fabrikhallen, hinter deren bröckeligen Fassaden die Club-Beats wummern. „Techno-Strich“ heißt die Gegend bei

Berlinern. „Hier sieht es ja aus wie in Detroit“, sagt Randy. Er und Hank gehen in eine Bar und wieder raus: verqualmt. Sie gehen in die zweite: verqualmt. Eigentlich wollen sie nur eine Kleinigkeit essen. „Hier riecht es auch nach Zigaretten“, sagt Hank und drängt in der dritten zum Gehen. „Ist Rauchen hier etwa erlaubt?“, fragt er und überlegt kurz. „Ich glaube, die einzigen Raucher, die ich noch kenne – das sind alles Europäer. In den USA ist das überall verboten.“

Dann also Döner im Freien. In der vierten Bar legt Hank irgendwann den Kopf auf die Brust und dämmert langsam weg. „Gibt es eigentlich viele Türken in Deutschland?“, fragt Randy und guckt verwundert, als er die alte Geschichte von den sogenannten Gastarbeitern hört. „In den USA giltst du ab der zweiten Generation als Amerikaner, egal wo deine Eltern herkamen.“

Sonntag, 11 Uhr

Noch mal zum Brandenburger Tor, einem der Hauptziele der Touristen in Berlin. In der U-Bahn slawische Sprachfetzen. Polnisch? Russisch? Ukrainisch! Vier Freunde aus Kiew, vier Studenten. „Dieses Ossi-Wessi-Ding in Berlin, das ist schon ein bisschen komisch“, sagt Olga, 20. Ihre drei Freunde laufen wenig später ungeduldig über den Pariser Platz. „Das mit der Geschichtskultur, das kriegt ihr wirklich gut hin. Für Touristen sind diese ganzen Denkmäler ein starkes Symbol.“ Gerade wird eine Bühne aufgebaut für irgendwas, wie immer vor dem Brandenburger Tor. „Aberlerdings redet ihr die ganze Zeit über die Arbeit. Selbst in der Bar! Na ja. Vielleicht ist das ja typisch für gut organisierte Menschen.“

Sonntag, 13.30 Uhr

Spätes Frühstück: kleine Augen über großen Tellern. Die Berliner Bedienung spricht Türkisch. Frederico spricht Italienisch. Er ist Mitte 20 und studiert Bauingenieurwesen in Brescia. Seine schwarzen Haare trägt er wie David Beckham, als der noch Tore schoss: angedeuteter Iro. Allzu viele Deutsche, sagt er verschämt, habe er ja noch nicht getroffen. „Aber wenn, dann hatten die alle ein Bier in der Hand.“ Was ihm noch aufgefallen ist? Hm. „Hier gibt es Restaurants aus so vielen Ländern. In Italien gibt es ja fast nur Italiener.“ Gefällt's ihm? „Vielleicht komme ich noch mal her, wenn ich mein Auslandsjahr absolviere. In Italien sieht es ja gerade nicht so toll aus. Es gibt zu viele Ingenieure. Ihr braucht doch Ingenieure, oder?“ Brauchen wir. Vor allem solche, die Flughäfen bauen können. Manchmal ist es eben auch die Stadt, die sucht. ←

Tierische Touristen

Wenn Insekten, Kröten und Nager auf die Reise gehen, ist Vorsicht geboten

Sammlung: Jan Ludwig, Illustration: Jindrich Novotny

ASIATISCHE TIGERMÜCKE — Hat es als blinder Passagier in Flugzeugen oder Lastkraftwagen aus Asien bis nach Europa geschafft. Nun verbreitet sie hier entlang den Autobahnen und in Terminals Tropenkrankheiten wie das Dengue-Fieber.

VARROAMILBE — Saugte früher nur Bienen in Südostasien aus. Kam dann 1977 mit einer Lieferung Honigbienen nach Deutschland. Gilt heute als größter Bienenschädling der Welt.

GRAUHÖRNCHEN — Ein vermeintlich tierliebender Besucher ließ 1876 einige Tiere frei. Seitdem verdrängen sie auf der britischen Insel die roten Eichhörnchen. Das Grauhörnchen kennt keine Winterruhe, frisst den einheimischen Eichhörnchen das Futter weg und steckt sie sogar mit einem tödlichen Pockenvirus an.

HALSBANDSITTICH — Kommt ursprünglich aus Afrika. Büchster gerne aus der Voliere aus. Zum Beispiel in Köln: Dort flohen 1967 sechs Exemplare aus dem Zoo. Heute leben 2.000 Nachfahren in der Stadt.

ROSSKASTANIENMINIERMOTTE — Heißt so, weil sich die Larve dieses Kleinschmetterlings in die Blätter von Kastanienbäumen frisst. Kann zwar nur höchstens 100 m weit fliegen. Gelangte aber auf Lastkraftwagen von Mazedonien bis nach Mitteleuropa.





AGA-KRÖTE — Einst in Mittelamerika heimisch, wurde sie auf Plantagen in Australien eingesetzt, um Käfer zu bekämpfen. Wurde dann aber selbst zu einer Plage. Schlangen können die giftigen Kröten einfach nicht fressen. Verspeist auch die Konkurrenten der eigenen Art.

KANINCHEN — Von den britischen Kolonisatoren 1788 aus seiner europäischen Heimat nach Australien eingeschleppt, vermehrte es sich – nun ja – wie die Kaninchen. Sie gefährden nicht nur viele einheimische Tierarten, sondern auch Pferde: Die brechen sich in den Kaninchenbauen die Beine.

WASCHBÄR — Ist eigentlich Nordamerikaner. Büchste in den 30er-Jahren aus deutschen Zöos aus. Ist ein Allesfresser und nimmt das wörtlich: Er knabbert sich sogar durch Dachstühle.

CHINESISCHE WOLLHANDKRABBE — Buddelt sich durch Deiche, frisst Fische und knabbert Angelschnüre. Kam als blinder Passagier auf Schiffen nach Europa. Gilt in ihrem Heimatland China als Delikatess. Weil es sie dort kaum noch gibt, wird sie reimportiert.

Stopp mal!

Für uns ist Reisen selbstverständlich. Es gibt aber eine Menge Pässe, mit denen es ganz schön schwer fällt

Von Sabrina Gaisbauer

→ „Es ging für mich um Leben oder Tod. Ich habe meinen Eltern gesagt: Die Flucht ist gefährlich, aber wenn ich hierbleibe, bringt mich wahrscheinlich der Krieg um. Also kann ich genauso gut gehen.“ Karim* war 17, als er von Afghanistan nach Deutschland floh – allein, denn das Geld für den Schleuser reichte nur für eine Person. Länger als vier Monate war er auf Reisen. Er verbrachte Tage versteckt in einem Lkw bei 40 Grad, still und leise wurde er über Grenzen geschmuggelt. Ein anderes Mal pferchten sie ihn mit 60 Leuten auf ein kleines Boot. Es war ihm egal, denn er wollte nur weg aus einem Land, in dem der Krieg zum Alltag gehört und er als Sohn eines politisch aktiven Hazara – Hazara sind eine ethnische Gruppe in Afghanistan – die Taliban fürchtete. „In welches sichere Land hätte ich denn mit meinem Pass auch gehen können?“

Auch heute noch, einige Jahre nach Karims Flucht, ist es als Afghane nicht leicht, zu reisen. Der sogenannte „Henley & Partners Visa Restrictions Index“ zeigt, in wie viele Länder bestimmte Staatsbürger visafrei reisen dürfen. Afghanistan stand 2013 mit nur 28 Ländern auf dem letzten Platz. Deutschland belegte mit 172 Ländern Platz zwei. „Visa-Anforderungen sind Ausdruck der Beziehungen zwischen Nationen und spiegeln auch den Status eines Landes in der internationalen Staatengemeinschaft wider“, heißt es bei H&P.

Reisen – sei es, um Urlaub zu machen, Verwandte zu sehen, zu arbeiten, woanders Schutz zu suchen oder gar auszuwandern – ist eine hochpolitische Angelegenheit: Wer wie wann reisen darf und warum, ist weltweit geregelt. Auf Reisen bewegen sich Menschen – mit all ihrem Geld, ihrer Arbeitskraft, ihren Bedürfnissen, ihrer Gesundheit, ihren Plänen. Staaten und ihre Bewohner können das als Bereicherung für sich ansehen oder auch als Bedrohung.

Auch für Deutsche war das Reisen nicht immer leicht. Schon im 18. Jahrhundert gab es verstärkt Ausweispflichten. Später, etwa nach dem Ersten Weltkrieg, als der Nationalismus in Europa wütete, war Ausreisen sehr schwierig – gerade für Bürger des Deutschen Reiches. Die Regierung befürchtete, dass mit den Reisenden die Wirtschaftskraft geschwächt würde. „In den 20er-Jahren hatten die Staaten Angst, dass mit den Reisenden Devisen ins Ausland abfließen“, sagt Hasso Spode, Leiter des Historischen Archivs zum Tourismus an der TU Berlin. „Das Deutsche Reich hatte deswegen zeitweise sogar versucht, eine Ausreisegebühr von 100 Reichsmark zu erheben.“

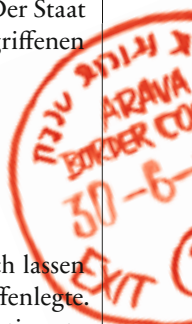
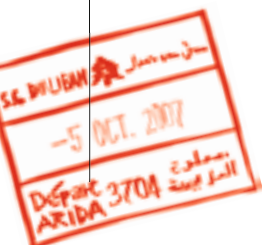
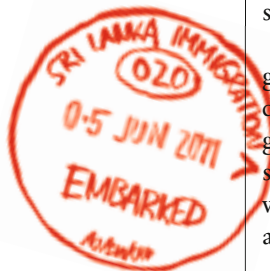
Noch nach dem Zweiten Weltkrieg war das Verlassen des Landes für Menschen aus ganz Deutschland ein bürokratischer Kraftakt, erst in den 50er-Jahren entspannte sich die Situation für Westdeutsche mit der Mitgliedschaft in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), der Vorgängerorganisation der EU. In der DDR dagegen spitzte sich die Situation zu, der Staat fürchtete die sogenannte Republikflucht. Die Mauer wurde zum Symbol dafür, dass niemand das Land gen Westen verlassen sollte – bis 1989, als sie fiel.

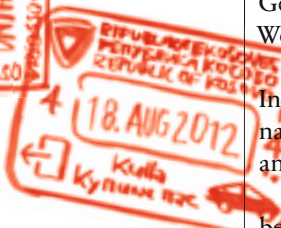
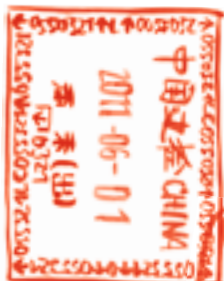
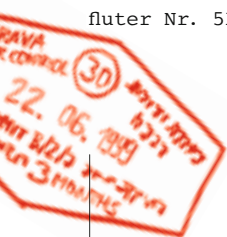
Heute ist der Kalte Krieg vorbei, die Reisefreiheit seit vielen Jahrzehnten ein Menschenrecht – und trotzdem heißt es noch oft „bis hierher und nicht weiter“. Nordkorea etwa ist eines der wenigen Länder mit einem umfassenden „Ausreiseverbot“. Der Staat muss Reisen genehmigen, Fluchtversuche werden hart bestraft. Den aufgegriffenen

Du bleibst schön hier: In autoritären Staaten wie Nordkorea gehören Reisebeschränkungen zum Arsenal der Unterdrückungsmethoden

Flüchtigen, die das Land meist über China in Richtung Drittländer hinter sich lassen wollen, drohen oft Folter und Arbeitslager, wie ein UN-Bericht im Februar offenlegte. In China müssen nicht nur Dissidenten mit Ausreisesperren rechnen. „Auch bestimmte Staatsbedienstete haben für private Reisen ins Ausland strenge Auflagen, das ist aber nicht ungewöhnlich, jedenfalls nicht für autoritäre Staaten“, sagt Björn Ahl, Juniorprofessor für chinesische Rechtskultur an der Universität Köln. Es gibt aber auch in autoritären Staaten Lichtblicke: Kuba hat seine zuweilen willkürlichen Ausreiseauflagen von 1976 vor über einem Jahr mit dem „Dekret 302“ gelockert.

Die Ausreise zu verbieten ist heute eher eine Ausnahme, aber selbst freiheitliche Staaten machen davon Gebrauch, vor allem als Form der Strafe oder in der Verbrechen-





bekämpfung: In den USA können Menschen, die mit mehr als 2.500 Dollar Kindesunterhaltszahlungen im Rückstand sind, ihren Pass nicht erneuern, oder sie bekommen ihn erst gar nicht. Ein Komitee des UN-Sicherheitsrats hat die Namensliste „Individuals associated with Al-Qaida“ erstellt; zu den Sanktionen gehören neben eingefrorenen Konten auch Reiseverbote. Transparent ist das Verfahren nicht unbedingt – warum diese Leute genau auf die öffentliche Liste kommen, steht nirgends. „Die Liste basiert auf geheimen Informationen und auf der Zusammenarbeit zwischen Staaten und ihren

Wer in seinem Pass die Stempel bestimmter arabischer Staaten hat, kann Probleme bekommen, nach Israel einzureisen – und umgekehrt

Geheimdiensten, die ihre Angaben jedoch nicht zwingend gegenseitig prüfen“, sagt Wouter Werner von der Universität Amsterdam, der zum Thema forscht.

Doch man muss nichts verbrochen haben, um die Ausreise verwehrt zu bekommen: In Deutschland haben Asylbewerber oder Geduldete schlechte Karten. Für sie gilt je nach Bundesland eine mal mehr, mal weniger stark ausgeprägte Residenzpflicht, die sie an einen festgelegten Bereich bindet.

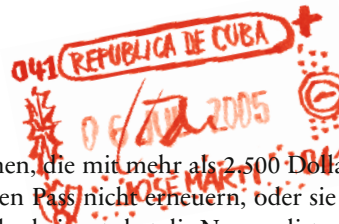
Das Reisen im Nahen Osten ist eine besonders heikle Sache; wenn im Reisepass Visa bestimmter arabischer Staaten sind, kann die Einreise nach Israel verweigert werden, umgekehrt ebenso. Es hilft ein bisschen, dass heute manche Visa separat auf Papierzetteln ausgegeben werden. Manchmal reicht aber schon ein bestimmtes Aussehen, um an der Grenze Probleme zu bekommen. Für „deutsche Staatsangehörige mit auch nur vermuteter arabischer oder iranischer Abstammung“ sei an der Grenze mit einer „Sicherheitsbefragung durch israelische Sicherheitskräfte zu rechnen“, heißt es auf der Website des Auswärtigen Amtes. Auch deutsche Staatsangehörige palästinensischer Herkunft sollten eine Befragung und längere Wartezeiten einplanen. Für Palästinenser selbst ist das Reisen erst richtig kompliziert. Die israelische Militärverwaltung unterteilt sie je nach Gebiet in verschiedene, farbig gekennzeichnete ID-Gruppen mit eigenen Rechten und Reisebestimmungen. So dürfen Palästinenser mit einer grünen Gaza-ID de facto nicht ins Westjordanland und nach Jerusalem. Die Palästinensische Autonomiebehörde stellt außerdem einen – schwarzen – Reisepass aus, der nur für Auslandsreisen genutzt werden kann und nur Besitzern einer palästinensischen Identitätsnummer ausgestellt werden darf. Er ersetzt nicht den Identitätsausweis, der zusätzlich mitgeführt werden muss.

Palästinenser haben mit der Bevölkerung des Kosovo, des Libanon, Sri Lankas, des Sudan und Einwohnern vieler anderer Staaten auf unterschiedlichen Kontinenten, mit denen sie sonst nicht so viel verbindet, gemein, dass sie nur in wenige Länder visafrei reisen können. Dem Rest gegenüber müssen sie je nach Anforderungskatalog und Reisezweck ihr Einkommen offenlegen, ihren Rückkehrwillen beweisen, Reise- und Impfpässe, Versicherungen und Einladungen vorzeigen. Ähnliche Prinzipien gelten für den Schengen-Raum, der hauptsächlich aus EU-Staaten besteht. Die Visabedingungen für den Schengen-Raum sind scharf – zumindest wenn man aus einem Drittstaat kommt.

Kurz gesagt: Beliebt ist, wer die Wirtschaft des Gastlandes nach vorne bringen kann. Mit dem vielerorts diskutierten US-amerikanischen Greencard-Modell soll zum Beispiel Personen von „nationalem Interesse“ oder „mit besonderen Fähigkeiten“ die unbefristete Bleibe schmackhaft gemacht werden.

Karims Asylantrag in Deutschland ging übrigens durch. Der heute 29-jährige, der vor der Flucht nur bis zur dritten Klasse in die Schule gehen konnte, studiert nun Wirtschaftswissenschaften und arbeitet. Seit ein paar Jahren ist er deutscher Staatsbürger – und hat damit Freiheiten, die viele seiner Freunde nicht kennen. ←

* Name von der Redaktion geändert





Eine Katastrophe, dieser Tourismus

→ Es gehört wohl zur Natur des Menschen, dass er sich zuweilen am Grauen ergötzt. Ob es die Gaffer auf der Autobahn sind, die im Schritttempo an der Unfallstelle vorbeifahren und für neue Gefahren sorgen, oder die Touristen, die das Wrack der havarierten Costa Concordia vor der italienischen Insel Giglio bestaunten. Unser Bild zeigt eine chinesische Reisegruppe im chinesischen Xuankou, wo bei einem Erdbeben diese Schule einstürzte und über 300 Menschen unter sich begrub. ←



Nenn mich bloß nicht Touri

Warum sind wir eigentlich ständig unterwegs? Und warum wollen wir in der Fremde nicht als Fremde erkennbar sein? Mit solchen Fragen kennt sich kaum einer besser aus als der Tourismusforscher Jürgen Kagelmann. Ein ganz entspanntes Gespräch

Interview von Hans-Hermann Kotte

→ Herr Kagelmann, die Deutschen reisen wie die Weltmeister. Was sagt es über eine Gesellschaft aus, wenn diese ständig unterwegs ist?

Reise-Weltmeister! Dieses Schlagwort geht mir auf die Nerven. Es kommt doch immer auf die statistischen Kategorien an: Werden Köpfe gezählt, Kilometer oder Dollars? Man kann auch die Österreicher zu Reise-Weltmeistern machen. Immerhin: Dieses ständige Gerede vom Reise-Weltmeister Deutschland macht klar, wie stark sich dieses Land über das Reisen definiert.

Haben die Deutschen Langeweile oder Fernweh? Oder ist das gar ein Zeichen von Dekadenz?

Schon wieder große Worte! Erst einmal ist Deutschland ein ziemlich reiches Land. Hier können sich relativ viele Leute das Reisen leisten, so wie sich auch relativ viele Leute eine gute Ernährung leisten können.

Die Deutschen verreisen also schlicht deshalb so viel, weil sie es können?

Das kann man so sagen: Ich reise, also bin ich. Reisen und darüber reden können, das bedeutet Zugehörigkeit und hat auch in weiterer Hinsicht etwas Demonstratives: Durch die jeweilige Art des Reisens übt man sich in sozialer Abgrenzung. Das Spektrum reicht vom banalen Konsumprodukt des



Ich bin auf dem Absprung:
Manche Touristen wollen sich unbedingt
von den anderen Reisenden abheben

Professor H. Jürgen Kagelmann:

Las Vegas, Aserbaidschan, die Sinai-Halbinsel, Teneriffa, Garmisch-Partenkirchen und die kleine Insel Rodrigues bei Mauritius - das waren einige seiner Reiseziele in den vergangenen zwei Jahren. Denn der Tourismusexperte H. Jürgen Kagelmann lehrt und publiziert nicht nur zum Thema, er ist auch gern selbst unterwegs. Kagelmann, Dr. phil. und Dipl.-Psychologe, wurde 1948 geboren und lebt in München. Die Tourismuspsychologie und -soziologie entdeckte er Anfang der 90er-Jahre als Themengebiet für sich. Er ist Lehrbeauftragter für Tourismuswissenschaft u.a. an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Zu seinen Themengebieten gehören u. a. Freizeitparks und Erlebniswelten sowie Städtetourismus und Gesundheits-/Wellness-Tourismus. Zudem ist er Chef des Profil-Verlages München/Wien.

Pauschalismus bis hin zu sogenannten Bildungsreisen und Luxusprodukten. Man denke etwa an einen exklusiven Cruise vor Feuerland mit nur acht Gästen an Bord, bei dem man sich die Pinguine zum Fotografieren reservieren lässt.

 Bleiben wir mal beim Normaltouristen – was ist denn eher dessen Motiv: die Sehnsucht nach der Welt oder die Flucht vor dem Alltag, also Eskapismus?

Weltsehnsucht – das ist mir zu wolkig. Eskapismus, das hat schon eher Sinn. Und da zitiere ich gern Hans Magnus Enzensberger, der schon 1958 in seinem Essay „Eine Theorie des Tourismus“ vom industriellen, genormten Produkt sprach. Und der ausführte, dass es hier um das Sozialprestige, aber auch um die Fluchtfunktion geht: nämlich der Entfremdung zu entkommen, den krank machenden, frustrierenden Arbeitsbedingungen. Enzensberger beschrieb einen Fluchtversuch, der letztlich vergeblich bleiben muss.

Für manche Menschen liegt gerade in der Abwesenheit von Überraschungen der Reiz**Klingt mehr nach Frust als nach Lust.**

Touristen lassen sich nicht nur als Opfer einer Selbsttäuschung betrachten. Sie werden aktiv, um sich Genuss, andere Eindrücke, ja Bereicherung zu verschaffen. Es kommen die Menschen ja durchaus erholt, ausgeglichen, lebendig aus ihrem Urlaub zurück.

Moderne Touristen-Resorts garantieren einen reibungslosen Urlaubsalltag ohne Kontakt zu einheimischer Bevölkerung und Kultur. Verschwindet da nicht der Sinn, durch das Verreisen Fremdes zu entdecken?

Über solche abgeschotteten Orte, die sich über die Länge der Wasserrutschen und der Buffets definieren, kann man lange nachdenken. Neben dem Schnäppchenpreis mag für manche gerade die Abwesenheit von Überraschungen der Reiz sein.

Kann es eigentlich zur Völkerverständigung, gar zum Weltfrieden beitragen, wenn viele Millionen Menschen sich gegenseitig besuchen?

Das kann es schon. Eine gewisse Offenheit ist schön, der Blick über den Tellerrand lohnt ja meistens. Doch zu viel erwarten sollte man in Sachen Völkerverständigung nicht. Jede nette Begegnung oder jede menschliche Enttäuschung gleich zu verallgemeinern hilft auch nicht unbedingt weiter. Und wer seine Vorurteile pflegt, der wird sich davon auch auf Reisen kaum abhalten lassen.

Warum sind viele Touristen so leicht als solche erkennbar?

Sie meinen Shorts, Blümchenhemden, Sandalen? Jenseits ästhetischer Werturteile lässt sich sagen, dass der Tourist in eine andere Rolle schlüpft, er bewegt sich sowohl außerhalb seines Alltags als auch außerhalb des Alltags der umgebenden Bevölkerung. Dieser Rolle entspricht in gewisser Weise auch die Kleidung, die dann meist Freizeit- und Funktionskleidung ist. Auch Gruppenzwänge spielen eine Rolle.

Und warum wollen manche Leute gerade nicht als Touristen erkannt werden?

Früher mag es Leute gegeben haben, die glaubten, dass sie ohne die Touristen-Uniform nicht so leicht von windigen Geschäftemachern betrogen werden können. Heute, so denke ich, geht es eher um Distinktion. Manche Reisende wollen sich einfach von der Masse der Touristen abgrenzen. Und bloß nicht der Klischee-Teutone sein.

Woher kommt der Affekt, Touristen, die uns in unserer Heimat besuchen, abzulehnen? So wie es zum Beispiel die sogenannten Touristenhasser in Berlin tun, die sich von einer Rollkoffer-Invasion überrannt fühlen.

Das mit den Touristenhasern und der Kieznostalgie in Berlin scheint mir auch ein Phänomen zu sein, in das die Medien verliebt sind. Ich sage es mal so: Davon hat man hier in Bayern noch nie gehört! Was nicht heißt, dass es nicht immer wieder zu Aufwallungen dieser speziellen Variante der Fremdenangst kommen kann. Gerade, wenn noch besonders solvente Fremde als Touristen auftauchen. Da fallen mir aber auch Vokabeln wie Revierverteidigung und heile Welt ein.

Mal global betrachtet: Ist der weltweite Tourismus eher eine Erfolgsgeschichte oder eine Katastrophe?

Unter ökonomischem Blickwinkel ist die Entwicklung dieser Industrie eine enorme Erfolgsgeschichte. Ganz anders sieht es aus, wenn man auf die Verteilung des so erwirtschafteten Wohlstands sowie die ökologischen Folgewirkungen schaut. Da gibt es katastrophale Entwicklungen. Zwar verbreitet sich seit Längerem durchaus die Einsicht, dass es einen gerechteren und ökologischeren Tourismus bräuchte – doch von der Einsicht bis zur Verhaltensänderung ist es ein weiter Weg. ←

Klarkommen

In Deutschland flogen sie aus Heimen und Psychiatrien. Sie stahlen, verletzten sich selbst oder trieben sich auf der Straße herum. Da half nur noch eines: die Reise ihres Lebens. Ein Besuch in der schwedischen Wildnis, die Pascal und Marek zu besseren Menschen machen soll

Von Fabian Dietrich



→ Zwei Wochen ist es her, da kam Holger Kotts neuester Import aus Deutschland an. Ein schüchterner 13-jähriger Junge mit weit auseinanderstehenden Augen, Zahnspace und erstem Flaum über der Oberlippe. Er heißt Marek und ist, so sagt er es zumindest, davor noch nie in seinem Leben verreist. Wenn er über die Vergangenheit spricht, klingt er wie ein trauriger, kaputter Toaster, der erzählt, dass es für ihn leider keine Ersatzteile mehr gibt. Seltsam tonlos und mechanisch spuckt er die trostlosesten Sätze aus: „Als es mit meiner Mutter nicht mehr ging, bin ich zu meinem Vater gezogen. Aber auch der hat mich nicht mehr hingekriegt.“

Ein paar versprengte Holzhäuser und Scheunen auf den Hängen. 20 Einwohner.



Pferde, Hühner, Huskys, ein Baumhaus und ein Trampolin. Dahinter der schneebedeckte Gipfel des Mittagsberges und der dunkelgrüne Wald. Vallbo, ein Dorf in Jämtland, irgendwo in der nördlichen Mitte von Schweden, Provinz der Provinz.

Für Jugendschützer muss das hier allerdings so etwas wie das Paradies auf Erden sein. Härterer Alkohol wird im gesamten Land nur in staatlichen Geschäften verkauft. Drogen sind eine Rarität und die Nachbarn unendlich tolerant (selbst wenn mal ein Jugendlicher im Überschwang bei

Sie haben ihm alle spitzen Gegenstände abgenommen, da hat er halt eine CD-Hülle zerbrochen und sich damit geschnitten

ihnen einbricht und ihr Geld stiehlt, rasten sie nicht gleich aus). Weglaufen würde auch nicht viel bringen. Die nächste größere Stadt ist 100 Kilometer entfernt. Anders sei es hier, spannend, sagt Marek. Allein diese komische Sprache: Wenn die Leute miteinander reden, versteht man ja kein Wort.



Auf seinem Oberarm sieht man noch ein paar kleine weiße Narben. Ein Souvenir aus seiner Zeit in der geschlossenen Jugendpsychiatrie. Als er dort lebte, waren die Fenster vergittert und die Betten, Tische und Stühle am Boden festgeschraubt. Sie haben ihm alle scharfen und spitzen Gegenstände abgenommen, aber auch das hielt ihn nicht auf. Er zerbrach eine CD-Hülle und schnitt sich damit in die Haut.

Pascal schaut angewidert zu Marek. „Ritzen ist eklig. Das habe ich nie gemacht.“ Er ist auch 13 und der zweite Junge aus Deutschland, der zurzeit bei Holger Kott und dessen Frau Tova Hultqvist in Vallbo lebt. Pascal kam schon vor einem halben Jahr an, als sich die Nächte noch ausdehnten und die Tage zu hellen Streifen zusammenschumpften, die Temperaturen langsam in den zweistelligen Minusbereich sanken und die Leute in Schneemobilen oder Hundeschlitten durch die Gegend brausten. Er hat das pausbäckige Gesicht eines Kleinkindes und die gedrungene Körperhaltung eines Schwergewichtsboxers. Deckung oben, Muskeln angespannt. In ständiger Erwartung des nächsten Schlags. Pascal betont immer wieder, dass er „der Geilste“ sei, schafft es aber in der Praxis augenscheinlich nicht einmal, alleine aufzustehen, seine Kleidung zu wechseln oder Geschirr abzuspuhlen. In Deutschland ist er aus so vielen Heimen und Wohngruppen weggelaufen, dass er Mühe hat, sie alle aufzuzählen. Er hat geklaut und auch mal ein kleines Feuer in einer Hilfseinrichtung entfacht. Bevor ihn das Jugendamt nach Schweden brachte, schlug er sich in Nordrhein-Westfalen als Obdachloser durch. „Auf der Straße zu leben ist einfach“, sagt er. „Du brauchst nur 'ne Bande, ein paar Ältere, dann geht das schon klar.“

Im Jugendamt befürchteten sie, dass er, wenn er so weitermacht, früher oder später auf den Strich geht oder vergewaltigt wird. Pascals Probleme, das sieht man in seiner Akte, sind keine neuen Probleme, sondern alte Probleme aus der Vergangenheit. Das Genogramm, eine Art Schaltplan der Familie, zeigt: Jede Generation übertrug ihr Unglück auf die folgende. Drogen, Alkohol, Mord und mangelnde Bindungsfähigkeit. Pascals Mutter wurde von ihrer eige-

nen Mutter nicht angenommen. Sie wuchs bei Pflegeeltern auf, bekam fünf Kinder von drei Männern und gab sie alle ins Heim. Pascal hasst sie und seinen Vater, sich selbst wahrscheinlich auch.

Seine Betreuerin im Jugendamt spricht davon, dass er durchaus intelligent sei. Sie sagt, sie sei überzeugt, dass aus dem Jungen noch was werden kann. Schweden ist für Pascal vielleicht die letzte große Chance, dem Kreislauf zu entkommen. 13 ist ein gutes Alter. 13 bedeutet, dass man noch ein bisschen Kind sein kann und niemand von einem verlangt, ein vollständiger Erwachsener zu sein. 13 bedeutet aber auch: Die Zeit des Scheißebausens sollte langsam mal zu Ende gehen. Nur noch ein paar Monate bis zur Strafmündigkeit.

Im Kern geht es um die Frage aller Fragen in der Sozialarbeit: ob und wie man einen Menschen noch verändern kann. Nachdem, angefangen mit den eigenen Familien, so gut wie alle Institutionen in Deutschland an Pascal und Marek gescheitert waren, gruben ihre jeweiligen Jugendämter sie wie verkümmerte Bäumchen aus der Erde und pflanzten sie weit weg von zu Hause wieder ein. Intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung im Ausland nennt



sich das offiziell. Und es geschieht nur, wenn die Jugendlichen und ihre Sorgeberechtigten es auch wollen.

Wie Gänseküken watscheln Pascal und Marek nun hinter Holger Kott her durch dieses Land. Er ist der, den sie toll finden sollen, den sie aber auch tatsächlich toll finden, weil sie ihm vertrauen können und er sie durch die Fremde navigiert. Weit weg von ihren Familien, dem Heim, den Problemen und dem Ärger, den es in Deutschland so gegeben hat. Reißende Wildwasserbäche, Seen so groß wie Meere, Spuren von Rentieren, Braunbären und Vielfraßen im Schnee. Die Sonne wandert schräg und ständig blendend wie in Superzeitlupe über den Himmel und tropft erst tief in der Nacht als goldener Schleim herab. Zum Abendessen gibt es selbst gepflückte

Preiselbeeren und vom Nachbarn frisch geschossenen Elch.

Selbst die banalsten Alltagshandlungen werden hier zum Abenteuer.

Marek kauft sich von seinem Taschengeld eine Cola in einem kleinen Laden im Nachbardorf.

Was heißt: Eine Cola bitte, Holger?

Snälla kan jag få en cola?

Aaah! Das schaff ich ja nie! Und auf Englisch?

Can I have a coke, please?

Coke, please. Okay.

Vor der Kassiererin stellt er die Cola auf den Tresen. „Twenty“, sagt sie. Erschrocken dreht er ihr den Rücken zu, schaut sich hilfeschend um nach Holger Kott.

Was heißt das denn jetzt, Holger? Zehn?

Holger Kott hat weiche, freundliche Gesichtszüge, er sieht deutlich jünger aus als 50, seine Haut ist vom Wetter gegerbt. Er trägt rot-blaue Karohemden und Gummistiefel, seine Muskeln hat er nicht aus dem Fitnessstudio, sondern von der Arbeit im Freien. Holzhacken, Hämmern, Pferdedung wegschippen. Das, was hier draußen eben so nötig ist. Er weiß, welche Pflanzen man essen kann und welche nicht, wo die Fische zu welcher Jahreszeit stehen und wie man zur Not auch mit der Hand eine Forelle fangen kann.

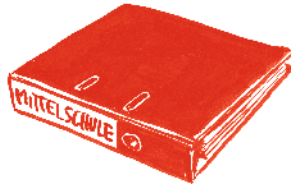
„Mach die lose Rinde ab, die taugt als Zunder“, ruft er Marek zu, als sie durch den Wald stapfen. Der schlägt mit einer kleinen Axt auf den Baum. An einer Birke irgendwo im Unterholz bleiben sie stehen. „Da oben sind welche“, ruft Kott und deutet auf einen schwarzen, porösen Wulst. „Das ist Chaga. Der Pilz lebt mit dem Baum und



verschleißt seine Wunde. Daraus kochen wir uns Tee.“ Pascal setzt eine Säge am Rand des Pilzes an und treibt die Zähne in den Stamm. Erst zittrig, dann immer fester und tiefer, bis der Chaga auf den Boden fällt. Der Junge keucht und röchelt bei der Arbeit. Pascal hat mit acht Jahren zu rauchen begonnen, eine Schachtel pro

Tag, erst hier in Schweden hat er damit aufgehört.

Schon mit 19 wusste Holger Kott, dass er in der Wildnis leben will. Er wanderte erst nach Kanada aus, um sich eine Block-



hütte im Indianerreservat zu bauen, und zog später in den Norden Schwedens. Am Anfang arbeitete er als Tischler und Bergführer. Dann wurde er Erzieher, weil er merkte, dass er anderen helfen will. Holger Kott sagt: „Ich erkenne mich manchmal schon wieder in den Jugendlichen. Still sitzen und in die Schule gehen, das habe ich auch nicht so gerne gemocht.“

Als das Feuer knistert, die Würste auf den Holzspießen platzen und der Chagatee in der Kanne kocht, kommt wieder diese unbeschreibliche Wut über Pascal. Ein Gefühl, das heranbrandet wie eine Flutwelle und alles mit sich reißt. Die Müt-

Er wird sein altes Leben einfach nicht los. Der Wind bläst ihm den Rauch ins Gesicht, und plötzlich tickt er aus

ze tief ins Gesicht gezogen, sitzt er auf einem Holzstamm und starrt in die Glut. Im Hintergrund rauscht ein Fluss unter tauendem Eis, die Sonne wärmt den Boden. Um ihn herum: Kiefern und Birken und Moos. „Der Scheißbehinderterkackwind“, knurrt er, „weht mir den Rauch ins Gesicht.“ Wie von einem Dämon besessen springt er auf, brüllt in seiner schrillen Kinderstimme: „Ich hau dir in die Fresse, ey!“ Fünf Minuten später verfolgt er Marek zum Plumpsklo und versucht, ihn dort einzusperren. Obwohl er betont, auch mal laut werden zu können, erträgt Holger Kott die ihn an schlechten Tagen von frühmorgens bis spät in die Nacht wie ein Stechmückenschwarm umkreisenden Dramen, Streitereien und Provokationen mit geradezu mönchischer Gelassenheit. „Warum musst du so durchdrehen? Fahr doch mal runter. Wie geht es dir jetzt?“, redet er auf Pascal ein. „Scheißebauen ist witzig“, antwortet der.

Kuschelpädagogik oder sinnvolles Programm?

In Jugendämtern gilt die intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung im Ausland als Ultima Ratio. Nur in den wenigsten Fällen wird diese Methode angewandt. Das liegt daran, dass es schwierig zu organisieren ist, einen schrecklichen länderübergreifenden Bürokratieaufwand mit sich bringt und das Risiko, dass etwas schief läuft und sie dafür ihren Kopf hinhalten müssen, für die Leute in den Jugendämtern erheblich größer als bei einem Projekt in der Nachbarschaft ist. In Griechenland hat vor zehn Jahren mal ein 14-Jähriger seinen Betreuer mit einem Bolzenschussgerät umgebracht. Daraufhin sagte ein Politiker, es müsse jetzt endlich mal Schluss mit der Kuschelpädagogik sein.

Teurer ist das Projekt in Vallbo im Vergleich zu einer Unterbringung in einem geschlossenen deutschen Heim, die schon mal 300 Euro pro Tag kosten kann, übrigens nicht. Manche behaupten, sie könnten berechnen, dass jeder in eine Auslandsmaßnahme investierte Euro dem Staat in der Zukunft sechs Euro an Transferleistungen ersparen wird.

Jeden Morgen nach dem Frühstück holen sie die Aktenordner der Fernschule aus dem Regal. Sie lernen, solange es die Konzentration der Jugendlichen zulässt. Manchmal eine Stunde. Manchmal nur 20 Minuten lang. Manchmal überhaupt nicht. Aber irgendwann, wenn es gut läuft, ergibt das trotzdem einen Abschluss. Hauptschule oder mittlere Reife. Gemessen an der Ausgangslage ein Riesenerfolg. Holger Kott erzählt, ein Mädchen, das früher mal heroinsüchtig war und dann nach Vallbo kam, habe sogar das Abitur und danach ein Studium in Schweden geschafft.

Was ist acht mal acht, Pascal?
81! Voll langweilig, Mann.
Was ist 2.000 mal 50?
25.000!
Denk noch mal nach!
Boah, is mir egal. Is langweilig!

Das Trampolin: Marek und Pascal lassen sich im Garten in den Himmel katapultieren und sausen wie Kometen zur Erde zurück. Salto, Arschbombe, Freistilkombinationen, stundenlang. Ruhigstellende Medikamente nehmen sie nicht mehr. Sie berühren sich an den Armen und zucken lachend zurück. Elektrischer Strom von Haut zu Haut. Ein kleiner unsichtbarer Blitz.

Lärm hallt durch das Dorf. Sie hämmern ein paar Planken ins Baumhaus, raufen ein bisschen, beschuldigen sich irgend-

Viele der Jugendlichen kommen später als Erwachsene noch einmal zurück an diesen Ort

welcher abstrusen Sachen, der hätte dies und das von seinem häuslichen Pflichten-katalog nicht erfüllt, dieses oder jenes sei furchtbar ungerecht. Dann ziehen sie sich wieder gemeinsam in die Fernsehütte neben der Pferdekoppel zurück. Fläzen sich in die Sessel und machen irgendeinen Schrottsender aus Deutschland an. Privatdetektive im Einsatz. Shopping Queen. Der Knastarzt. Nachts auch mal heimlich Gayboys live. Softporno im Werbeblock.



Manchmal, sagt Holger Kott, bessere sich ewig nichts, und dann gehe auf einmal alles ganz schnell. Das Zur-Ruhe-Kommen und Sich-auf-sich-selbst-Konzentrieren dauere bei jedem unterschiedlich lang. „Wir sind keine Autowerkstatt. Wir tauschen keine Teile aus. Die Vergangenheit wird immer da sein, aber vielleicht lernen sie hier, mit ihr umzugehen.“

Die einen kriegen Heimweh und brechen ihren Aufenthalt in Vallbo nach ein paar Monaten ab. Andere machen Randa-

le und werden von Holger Kott nach Deutschland oder in ein anderes Auslandsprojekt geschickt. Wiederum andere fahren nach zwei oder drei Jahren mit einem Schulabschluss zurück. Einige bleiben auch für immer, lernen Schwedisch, finden eine Frau oder einen Mann und fangen hier irgendwo zu arbeiten an.



Wie es auch kommt: Das hier ist die Reise ihres Lebens, nur wissen sie es im Moment noch nicht. Vielleicht, das machen viele, kommen Pascal und Marek später ja als Erwachsene im Urlaub noch mal an diesen Ort zurück. Sagen Holger und Tova Hallo, fangen Fische, laufen Ski, reiten und klettern auf den Berg. Erinnerungen an den Geruch des Waldes. Das Plätschern des Wassers. Die Sonne verläuft noch immer beinahe parallel zum Horizont.

„Ich will besser werden, mich besser fühlen“, sagt Marek.

„Ich will ein ganz normales Leben wie alle anderen auch. Keine Kinder, denselben Fehler wie meine Mutter mache ich nicht“, sagt Pascal.

In den Jugendämtern träumen sie von glücklichen und selbstständigen Menschen, aber sie wissen natürlich, dass man sich die nicht backen kann. Die wahren Ziele sind meistens bescheidener: Hauptsache, der Junge kackt uns nicht wieder ab. ←

*Marek und Pascal heißen natürlich in Wirklichkeit anders. Auch auf Ortsangaben aus ihrer Heimat wurde von der Redaktion verzichtet. Wäre ja blöd, wenn irgendwer in zehn oder 20 Jahren im Internet ihre Namen in Zusammenhang mit dieser Reise liest.



Betrunken im Jeep Als Couchsurfer unterwegs, Teil 4: Nordirak

4 Im Nordirak ist die Auswahl an Couchsurfing-Gastgebern eher begrenzt. Umso mehr freue ich mich, Aram gefunden zu haben. Besonders sympathisch ist mir, dass er sich auf seinem Profil als Mitarbeiter einer Nichtregierungsorganisation beschreibt. Dass das ein Irrtum ist, stellt er direkt nach meiner nächtlichen Ankunft in seinem Haus in Erbil klar. Stattdessen sei er inzwischen Ölmanager. „Bringt mehr Geld“, meint er. In den folgenden Tagen zeigt mir Aram exklusive Bars, in denen Amerikaner und Westeuropäer mit Dollars bezahlen, er stellt mir seine Freunde vor, die bei UPS und McDonald's arbeiten und nach dem Abzug der amerikanischen Armee den westlichen Einfluss sichern. Außerdem trinkt er eine ganze Menge Bier, während er mich in seinem Jeep herumkutschert. Weil ich auf die Reise nur wenig Bargeld mitgenommen habe, die Bankautomaten in Erbils Innenstadt außer Betrieb sind und ich dementsprechend blank bin, zahlt Aram nicht nur für mein Essen und meine Drinks, sondern schließlich auch mein Busticket in die Türkei. Eine Referenz auf meinem Couchsurfing-Profil hinterlässt er mir dann aber nicht.



Luftnummern

→ Nach Angaben des ACI (Airport Council International) benutzen mehr als fünf Milliarden Menschen jährlich ein Flugzeug, um an ihr Reiseziel zu kommen. Jede Sekunde besteigen 158 Fluggäste einen Flieger. Die weltweit größten Flughäfen (nach Passagieraufkommen) befinden sich in Atlanta, London und Peking. Unser Bild zeigt einen Strand auf der karibischen Insel St. Martin, der nicht ganz ungefährlich erscheint. ←



Gipfel- statt Haken- kreuz

Die Wallfahrt findet nicht statt. Auf dem Obersalzberg, wo einst Adolf Hitler wohnte, steht mittlerweile ein Luxushotel, das sich nicht jeder leisten kann und vor allem: leisten soll. Denn so bleiben Menschen fort, die man dort nicht haben will. Ein Stück von der Grenze zwischen Geschichtsaufarbeitung und Tourismus

Von Andreas Förster

→ Am Morgen, kurz nach sechs Uhr, steht die Sonne überm Roßfeld und taucht die schroffen Felsen rings um Berchtesgaden in ein zartrotes Licht. Drunten im Tal ahnt man nichts davon. Eine dicke Wolkendecke liegt noch über Berchtesgaden und seinen Nachbargemeinden, verhüllt den Blick aus Häusern und Straßen auf Himmel und Berge. Hier oben aber, in knapp 1.000 Metern Höhe auf dem Obersalzberg, ist die Luft frei und klar. Man steht über den Wolken. So muss es gewesen sein in der Zeit, als die Berge noch keine Namen trugen und kein Mensch ihnen die Unschuld genommen hatte.

Aber die Zeit lässt sich nicht zurückdrehen, erst recht nicht auf dem Obersalzberg. Vor fast acht Jahrzehnten nahmen Adolf Hitler und sein Gefolge den 969 Meter hohen Berg in Beschlag. Der Diktator zwang Bergbauern und Pensionswirte dazu, ihre Häuser und Grundstücke zu verkaufen, um auf dem Obersalzberg SS-Kasernen und kilometerlange Tunnelsysteme anzulegen. Sein einstiges Sommerhäuschen am Hang, später Berghof genannt, wurde zu einem zweiten Regierungssitz mit gewaltiger Panoramaterrasse ausgebaut. Auch Hermann Göring, Albert Speer und Martin Bormann bezogen Häuser auf dem Obersalzberg.

All diese Gebäude gibt es heute nicht mehr. Die Amerikaner ließen sie nach Kriegsende schleifen und erklärten den Berg zum Sperrgebiet. Die Ruinen des Berghofs, den britische Bomber erst wenige Tage vor Kriegsende angriffen, wurden gesprengt. Nichts sollte mehr an die Nazis erinnern.

Ein versteckter Waldweg abseits einer Nebenstraße führt heute dahin, wo der Berghof stand. Das Grundstück ist inzwischen mit hohen Bäumen zugewachsen. Im Wald findet man nur Treppenreste und ein paar Ziegelsteine aus dem alten Mauerwerk. Auf einer silbernen Metalltafel wird auf Deutsch und Englisch die Geschichte des Berghofs erzählt. „Hier wurden Entscheidungen getroffen, die in die Katastrophe von Weltkrieg und Holocaust führten“, lautet das lakonische Ende des Textes. Das Wort Holocaust, das ist an den Kratzspuren zu erkennen, musste auf der Tafel bereits erneuert werden.

Einen „Unort“ hat die „New York Times“ Berchtesgaden einmal in einer Reportage genannt. Wegen des Obersalzbergs, der zu der Marktgemeinde gehört. Bürgermeister Franz Rasp, ein sportlicher, freundlich dreinblickender Mann von 41 Jahren, ärgert sich darüber. „Ist Nürnberg wegen des Zeppelinfeldes auch ein Unort – oder Berlin mit seinem Olympiastadion?“, fragt er. Die Begeisterung der Berchtesgadener für die Nationalsozialisten habe sich in der NS-Zeit sehr in Grenzen gehalten, schon wegen der Enteignungen auf dem Berg. „Und auch heute werden sie hier kein rechtes Gedankengut entdecken, hier gibt es keine Skinheads, Neonazis oder NPD-Wähler“, sagt Rasp. Zwar brenne oben am Berghof ab und zu einmal eine Kerze, die irgendein Spinner von außerhalb angezündet habe. Aber das seien

Einzelfälle, beteuert Rasp. „Wir wissen, unsere Gemeinde muss mit der dunklen Vergangenheit dieses Ortes leben“, sagt er. „Aber es ist eben eine Vergangenheit.“

Mit der Vergangenheit leben muss auch das „InterContinental Berchtesgaden Resort“, ein Luxushotel der Kategorie „Fünf Sterne Superior“. Der hufeisenförmige, aus viel Stein und noch mehr Glas bestehende Vier-Etagen-Bau schmiegt sich elegant an der höchsten Stelle des Bergs, dem Eckerbichl, in die Landschaft. Hier kann man für knapp 300 Euro pro Nacht aufwärts eines der 138 großzügigen Zimmer oder eine der Suiten bewohnen und sich im luxuriösen Mountain Spa verwöhnen lassen.

Glamour statt Grauen auf der einstigen Hitler-Höhe? Michael Caspar, Geschäftsführer des Berchtesgaden Resort, schüttelt ein wenig genervt den Kopf. „Natürlich hat der Berg seine Geschichte“, sagt er etwas barsch, „aber die hätte er ja auch, wenn dieses Hotel nicht hier stehen wür-

Der Besuch lohnt sich auf jeden Fall, denn auf dem Berg gibt es ein Dokumentationszentrum, das schon zwei Millionen Besucher hatte

de.“ Aber ist ein Hotel an einem geschichtlich so belasteten Ort wie dem Obersalzberg nicht doch etwas Besonderes? Wieder runzelt Caspar die Stirn, es ist zu spüren, dass er dieses Thema nicht mag. „Für die Geschichte“, sagt er schließlich, „ist das Dokumentationszentrum zuständig. Eine Viertelstunde Fußweg von hier durch den Wald.“

Vor 15 Jahren ist die Dokumentation Obersalzberg unweit des alten Berghofs eröffnet worden. Die vom Münchner Institut für Zeitgeschichte konzipierte Ausstellung hat bisher weit über zwei Millionen Besucher angelockt. Fast 20 Jahre ist es inzwischen her, dass die USA nach ihrem Abzug das volle Verfügungs- und Nutzungsrecht am Obersalzberg an den Freistaat übertrugen. Seitdem ist fast der gesamte Berg im bayerischen Staatsbesitz, und das soll er auch bleiben. Denn München will vor allem verhindern, dass das einstige Hitler-Refugium doch noch zur braunen Wallfahrtsstätte verkommt. Erreichen will man dies mit dem sogenannten



Obenauf: Von Hitlers Berghof ist auf dem Obersalzberg nichts mehr zu sehen

Zwei-Säulen-Konzept – historische Aufarbeitung plus touristische Erschließung.

Ganz bewusst hatte sich die Staatsregierung dagegen entschieden, den Berg für den Massentourismus zu erschließen, um Hitler-Verehrer fernzuhalten. Also setzte der Freistaat für 50 Millionen Euro das luxuriöse Berchtesgaden Resort auf den Berg. „Es war von Anfang an ein politisches Projekt“, sagt Geschäftsführer Caspar. „Und das ist es auch noch heute, denn betriebswirtschaftlich gesehen bleibt das Hotel ein Zuschussgeschäft.“ Für den Betreiber InterContinental kein Problem, denn alle Kosten zahlt das Land Bayern.

Bürgermeister Rasp räumt ein, dass es in der Gemeinde am Anfang Vorbehalte gegen das Luxushotel auf dem Berg gegeben habe. Viele Einwohner hätten darin einen Fremdkörper gesehen, der in das Tourismuskonzept der Wanderregion Berchtesgadener Land nicht hineinpasst. Auch gab es Befürchtungen, dass der Obersalzberg künftig wieder nur einem elitären Zirkel vorbehalten bleiben soll. Aber die Hotelbetreiber hätten in den vergangenen Jahren alle diese Sorgen zerstreut, sagt Rasp. „Das Hotel hat sich sehr stark der Gemeinde geöffnet, es gibt in den Som-

mermonaten eine ganze Reihe von Veranstaltungen dort, die sich vor allem an die regionale Bevölkerung richten“, sagt er.

Hinzu komme, dass das Hotel dem „sehr sensiblen Gebiet Obersalzberg“ gutgetan habe. „Ohne das Hotel und das Dokumentationszentrum hätte die Gefahr bestanden, dass Leute auf den Berg kommen, die wir hier nicht haben wollen“, sagt der Bürgermeister. „Denn was wir nicht wollen, das sind Hoteliers, die mit dem Flair des Bösen Gäste anlocken.“

Nur im Hotel „Zum Türken“ kann man noch eine Zeitreise unternehmen – manche finden auch das nicht so gut

Ein wenig spielt Rasp damit auf das Hotel „Zum Türken“ an, das nur ein paar Hundert Meter unterhalb des Berchtesgaden Resorts und in unmittelbarer Nachbarschaft zum einstigen Berghof liegt. Das gut 100 Jahre alte Hotel, das mittlerweile in vierter Familiengeneration betrieben wird, ist das einzige private Grundstück auf dem staatseigenen Obersalzberg. Die Eigentümer

hatten es nach dem Krieg zurückkaufen dürfen, weil es in der NS-Zeit enteignet worden war, um dort die Fernsprechkentrale der SS unterzubringen. Unter dem Gebäude befindet sich ein weit verzweigtes Bunkersystem, das jeder für 2,60 Euro Eintritt durchstreifen kann. Informationstafeln oder Audiokommentare, die den historischen Hintergrund der unterirdischen Anlage einordnen, gibt es hier – anders als im Dokumentationszentrum – nicht.

Ein Anziehungspunkt für alte oder neue Nazis aber sei der NS-Bunker dennoch nicht, auch wenn dieser Verdacht in der Stadtverwaltung immer mal wieder geäußert wird. Monika Scharfenberg, die die Leitung des Hotels nach dem Tod ihrer Mutter 2013 übernommen hat, kennt diese Diskussionen. Jahrelang hat sie in der Tourismusinformation von Berchtesgaden gearbeitet. „Was wurde da im Rathaus nicht immer alles gemunkelt, was sich hier oben so abspielt“, sagt sie und lacht: „Ein Schmarrn.“

Sechs Monate im Jahr, von April bis Oktober, hält sie das Haus geöffnet. So hat es auch ihre Mutter schon getan. Ihre Gäste sind überwiegend Ausländer, Amerikaner zumeist, die den „Türken“ noch aus der Besatzungszeit kennen oder von ehemaligen US-Soldaten empfohlen bekommen haben. „Die kommen nicht wegen des Bunkers unterm Haus, die wollen mein Hotel erleben, das eine ganz besondere Zeitreise bietet“, sagt die 58-Jährige.

Tatsächlich ist das Hotel „Zum Türken“ das ganze Gegenteil des Luxus-Neubaus auf dem Eckerbichl. Ein Museum fast, in dem die Zeit in den 60er-Jahren stehen geblieben ist. Es gibt ein Gemeinschaftsbad auf der Etage, eine – inzwischen allerdings zur Besenkammer umfunktionierte – Telefonzelle auf dem Flur, eine Hotelbar mit Stehlampen und durchgesessenen Plüschsesseln, in der sich die Gäste selbst aus dem Kühlschrank bedienen können. Wer fernsehen will, muss in den Clubraum und hoffen, dass die Zimmerantenne auf dem kleinen Gerät ein passables Bild zustande bringt. Internet gibt es nicht, ebenso wenig wie Telefon oder Fernseher auf den mit Möbeln aus der Wirtschaftswunderzeit ausgestatteten Zimmern.

Es gibt sie also doch, die Reise in die Vergangenheit. Aber womöglich nicht so, wie es sich einige Ewiggestrige erhoffen. ←

Die Party geht weiter

Der Ansturm der Touristen hat Thailand verändert. Wo früher ein paar Hippies am Strand herumhingen, gibt es nun Massengelage und Luxusresorts. Aber es gibt auch Gutes zu berichten

Von Sascha Zastiral





Full-Moon-Party: Schon erstaunlich, wie viele Menschen gern Alkohol aus Eimern trinken und auf Plastikstühlen tanzen



→ Vor 30 Jahren war Ko Samui der Geheimtipp für Rucksackreisende. Wer auf die Insel im Golf von Thailand gelangen wollte, musste noch von Surat Thani auf dem Festland mit einer der wenigen Fähren übersetzen, die nicht viel mehr als umgebaute Fischerboote waren. Damals gab es auf der Insel nur eine Straße. Reisende bewegten sich auf Mopeds oder Pick-up-Trucks vorwärts. An die Strände oder ins Innere der Tropeninsel führten nur Trampelpfade, viele von ihnen durch Kokosnussplantagen. Strom gab es nur zeitweise. Die frühen Rucksacktouristen haben sich meist in kleinen Bungalows an einem der Strände einquartiert. Viele sind bei Fischern untergekommen, die Zimmer vermietet haben. Essen und Unterkünfte waren spottbillig.

Besucht man Ko Samui heute, dann wird schnell klar, wie umfassend der Tourismus Orte verändern kann. Man kann diese Veränderung nicht nur sehen,

Für manche Menschen war der zunehmende Tourismus ein Segen, sie konnten mehr Geld verdienen. Andere leiden mittlerweile unter den gestiegenen Preisen

man kann sie sogar hören: Denn Dutzende Flugzeuge landen täglich auf dem Flughafen, der Ende der 80er-Jahre fertiggestellt wurde. Die Ringstraße, die um die gesamte Insel führt, verläuft nun an einem beinahe nie endenden Band aus Häusern, Geschäften, Restaurants und Hotels. Viele der schönsten Strände kann man nicht mehr betreten, wenn man nicht Gast der dort residierenden Luxusresorts ist.

Und doch war es für manche der Inselbewohner ein Segen, dass Touristen kamen, schließlich lebten viele von ihnen früher in armen Verhältnissen. Vor allem Fischer, die Land am Wasser besaßen, konnten davon profitieren. Für viele andere allerdings ist das Leben schwerer geworden - allein schon durch den Anstieg der Preise für Land und Lebensmittel in den großen Ferienorten.

Der Ansturm von Touristen auf Thailand ist gewaltig: Im vergangenen Jahr haben beinahe 27 Millionen Gäste das Land besucht, das selbst rund 67 Millionen

Einwohner hat. Der Tourismus ist in Thailand mittlerweile eine der wichtigsten Einnahmequellen. Hunderttausende Menschen arbeiten in der Tourismusindustrie, die immer noch Jahr für Jahr wächst. Dabei kommen nicht nur Backpacker und Wellnesssuchende aus Europa oder den USA, seit einiger Zeit führen Touristen aus asiatischen Staaten die Liste der Besucher an.

Die Anfänge des Tourismus in Thailand liegen in den 60er- und 70er-Jahren. Damals intensivierte der Staat den Ausbau des Tourismus über Bangkok hinaus. Außerdem war Thailand das Aufmarschgebiet der USA für den Krieg in Vietnam. Zehntausende US-Soldaten waren am Golf von Thailand stationiert, bevor sie weiter in den Krieg zogen, andere verbrachten ihren Fronturlaub in Thailand. Im Umfeld der US-Kasernen entstanden Unterhaltungsmöglichkeiten und Erholungsgebiete. Neben den Soldaten kamen zunehmend Gäste aus Industrienationen, in denen das Einkommensniveau deutlich gestiegen war - zugleich wurden Langstreckenflüge billiger.

Eine andere Gruppe von Touristen waren die Hippies. Der legendäre „Hippie-Trail“ durch die Hasch- und Opiumparadiese Iran und Afghanistan war damals wegen der politischen Verwerfungen in der Region zum Erliegen gekommen. Viele Hippies, die lange in Indien und Nepal gelebt hatten, zogen weiter nach Südostasien. Gemeinsam mit den Backpackern haben sie die vielleicht bekannteste Partyreihe des Landes ins Leben gerufen: die berühmten Full-Moon-Partys auf Ko Phangan. Damals tanzten ein paar Hundert Menschen rund um die Zelte vor einem Lagerfeuer, für die Musik sorgten die Teilnehmer selbst.

25 Jahre später gibt es die Full-Moon-Partys immer noch. Doch mittlerweile drängeln sich am Strand oft mehr als 30.000 Menschen. Techno-Beats, die aus Dutzenden Bars am Strand wummern, vermischen sich zu einem Lärmteppich. Kampftrinken - oft aus Plastikheimern - gehört zum Programm. Nach jeder Party werden Dutzende Besucher mit Alkoholvergiftung in Krankenhäuser gebracht, zudem haben sich in den vergangenen Jahren Diebstähle, Vergewaltigungen und Überfälle gehäuft. Daher werden Teile des Strandes von Sicherheitsleuten bewacht. Aus dem einstigen Freiheitsgefühl ist ein organisiertes Massengelage geworden.

Mit dem Massentourismus hat nicht nur die Kriminalität in Thailand zugenommen, er hat auch eine gewaltige Sexindustrie entstehen lassen, in der geschätzt mehrere hunderttausend Menschen beiderlei Geschlechts arbeiten. In allen Touristenorten finden sich Rotlichtviertel, eigens für ausländische Touristen. Allein in Bangkok gibt es drei große Rotlichtviertel.

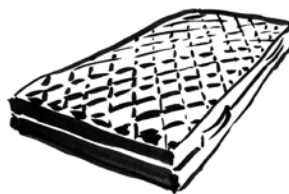
Schon Reisende, die Thailand im 19. Jahrhundert oder noch früher besuchten, berichteten von einer wahren Verführungsindustrie. „Der Vietnamkrieg war natürlich nicht der Anfang der Prostitution in

Thailand. Er wird aber zu Recht immer wieder als Startschuss für den internationalen Sextourismus angesehen", sagt Alexander Trupp, Geograf von der Uni Wien, der sich seit Jahren mit dem Tourismus in Thailand beschäftigt. Eine Zeitlang hat die staatliche Tourismusbehörde die Sexindustrie sogar als Attraktion für Besucher aus aller Welt indirekt beworben.

Eine weitere Negativfolge des Massentourismus sind die Umweltprobleme. In vielen Touristenregionen türmt sich der Müll. Auf der Ferieninsel Phuket herrscht massiver Wassermangel, viele der Korallen in den Tauchrevieren sind bereits abgestorben. Mittlerweile gibt es Initiativen, um die Missstände zu beheben. So macht sich das „Community Based Tourism Institute" an der Universität in Chiang Mai für einen verantwortungsbewussten Tourismus stark, bei dem die lokalen Gemeinschaften verstärkt in Tourismusprojekte eingebunden werden. Besucher sollen in den Dörfern mehr über die Herstellung lokaler Produkte erfahren.

Manche Kulturtechniken bleiben auch deshalb präsent, weil sich Reisende für sie interessieren

Ein Beispiel für nachhaltigen Tourismus ist die ethnische Minderheit der Akha, die in den Bergregionen im Norden des Landes lebt. In vielen Touristengebieten gehören Akha-Souvenirverkäuferinnen zum Straßenbild: Sie tragen traditionelle Kleidung und verkaufen an Ständen oder aus Bauchläden Holzfrösche, Taschen, Armbänder und ähnliche Souvenirs. Akha-Verkäuferinnen hatten schon in den 70er-Jahren auf dem Nachtmarkt in Chiang Mai begonnen, ihre Souvenirs zu verkaufen. Später, als die Konkurrenz vor Ort immer größer geworden war, zogen viele Akha-Souvenirhändlerinnen weiter in die Touristengebiete in Bangkok und im Süden des Landes. „Der internationale Tourismus kann einen Beitrag dazu leisten, die eigene Kultur aufzuwerten", sagt Tourismusforscher Trupp. Das lasse sich in vielen Touristenregionen Asiens beobachten: Wenn selbst hergestellte Kulturprodukte als Souvenirs verkauft und von ausländischen Besuchern geschätzt würden, steigere es das Selbstwertgefühl vieler lokaler Gemeinschaften. Der Tourismus könne so zum Erhalt traditioneller Handwerkskünste beitragen. ←



Diese Leere Als Couchsurfer unterwegs, Teil 5: Libanon

5 Richard, Mitarbeiter der Vereinten Nationen im Südlibanon, ist ein lieber Kerl. Wir lachen viel zusammen, er beantwortet mir geduldig alle Fragen zu seiner Arbeit und zeigt mir in der Region tagelang Spuren aus dem Krieg mit Israel, Hisbollah-Plakate und Flüchtlingslager. Dass er so viel Zeit für mich hat, liegt wohl daran, dass seine Freundin ihn ein paar Wochen zuvor verlassen hat und nach New York geflohen ist. Die Möbel hat sie offensichtlich auch mitgenommen, denn die gemeinsame riesige Vierzimmerwohnung mit zwei Balkons steht komplett leer. Auf dem Boden schlafen muss ich trotzdem nicht, denn Richard hat extra eine neue Matratze gekauft, die er für mich aus der Originalverpackung schält. Auf meine Frage, ob er nicht auch ohne Freundin seine Wohnung neu einrichten müsse, bekomme ich keine Antwort.

*Tourismus als
Chance für Entwick-
lungsländer? Wir
sprechen mit einer
Expertin
fluter.de/reisen*





Ruinenstädte

→ In den vergangenen Jahrzehnten haben sich ganze Küstenabschnitte völlig verändert, weil dort große Feriensiedlungen entstanden. Doch manchmal verspekulieren sich die Investoren, und der große Boom bleibt aus. Dann stehen plötzlich in den schönsten Landschaften Bauruinen herum wie hier im spanischen Marbella. Vielleicht werden die in 100 Jahren mal von Touristen bestaunt, als steinerne Zeugen einer ziemlich seltsamen Zeit. ←

„Wir waren Bargeld auf zwei Beinen“

Knapp 60 Länder hat Werner Wallert schon bereist, ausgeraubt wurde er noch nie. Dafür saß der ehemalige Geografielehrer aus Göttingen 127 Tage in Geiselhaft. Zusammen mit seiner Frau und seinem Sohn wurde er von islamistischen Terroristen aus einem malaysischen Tauchresort verschleppt.

Interview von Marion Bacher



Monatelang saßen Werner (Mitte), Renate und Sohn Marc Wallert auf der philippinischen Insel Jolo fest, einem Stützpunkt der Terrorgruppe Abu Sayyaf, die einen „islamischen Gottesstaat“ errichten will



→ Anfang 2000 machten Sie Ihren Osterurlaub in einem Tauchresort auf der malaysischen Insel Sipadan. Damals gab es keine Reisewarnung des Auswärtigen Amtes.

...und das, obwohl der Bundesnachrichtendienst (BND), wie ich später erfuhr, bereits ein Dreivierteljahr vor unserer Geiselhaft wusste, dass Abu Sayyaf westliche Touristen entführen wollte. Dass die philippinischen Terroristen sich ihre Geiseln in Malaysia holen würden, wo auch viele Philippiner leben, damit hatten die vom BND schlichtweg nicht gerechnet.

Ab welchem Moment wurde Ihnen bewusst, dass Sie da wohl nicht mehr so schnell rauskommen würden?

Das Ganze hatte wirklich etwas Surreales. Da saßen wir im einen Moment abends noch mit einem Drink in der Hand, unterhielten uns, leise schlugen die Wellen an den Strand und über uns dieser atemberaubende Sternenhimmel. Im nächsten Moment saßen wir dann zusammengepfercht in einem kleinen Boot, die Waffen auf uns gerichtet. Ich dachte, dass wir ausgeraubt werden und dann zurückschwimmen müssen. Aber als ich den Leuchtturm nicht mehr sah, habe ich den Anführer gefragt, wie lang es denn noch dauert. Ich meinte damit die Überfahrt. Er aber sagte zu mir: drei Monate.

Wurden Sie von Ihrer Familie getrennt, nachdem Sie nach 20 Stunden Fahrt in Jolo ankamen?

Nein, wir waren bis zu dem Zeitpunkt, als meine Frau als erste Geisel entlassen wurde, immer zusammen. Eine emotional besonders schwierige Situation war aber, als ich nach 127 Tagen vor meinem Sohn freikam. Ich habe versucht, mich gegen ihn eintauschen zu lassen – zwecklos. Als Geisel ist man auf die Gnade von schwer bewaffneten Fanatikern angewiesen, da

hat man nichts zu melden. Ich habe dann meinen Sohn gefragt, ob es in Ordnung ist, wenn ich jetzt gehe, und er meinte: Ist okay, wir sind ja noch vier. Dramatisch war es aber dann kurz vor dem Ende, als der Anführer unseren Sohn als letzte Geisel im Dschungel behalten wollte. Wir fürchteten, wenn Marc jetzt nicht freikommt, stirbt er wahrscheinlich durch den Angriff des philippinischen Militärs.

Das philippinische Militär war gegen Lösegeldzahlungen und gegen Verhandlungen mit den Terroristen. Sie wollten die Geiseln mit Gewalt befreien.

Das Militär war sicher eine größere Bedrohung für unser Leben als die Entführer, denn für die waren wir ja wertvoll, quasi Bargeld auf zwei Beinen. Uns wurde später oft die Frage gestellt, ob man an irgendeinem Punkt seine Entführer mag. Man nennt das das Stockholm-Syndrom. Das ist natürlich völliger Quatsch. Aber wenn man von der philippinischen Armee angegriffen wird, ist man erst einmal auf der Seite der Beschossenen.

Im Kugelhagel des Militärs, bewacht von 30 schwer bewaffneten, gewaltbereiten Männern, unterdrückt und erniedrigt – schweißt so eine Extremsituation zumindest die Entführten zusammen?

In so einer Stresssituation entstehen keine Freundschaften – jeder will heil wieder rauskommen, da gibt es immer wieder Rivalitäten und einen Kampf um knappe Ressourcen wie etwa das Essen. Das ist sehr belastend, ich weiß von keinem der damaligen Paare, dass sie heute noch zusammen sind. Wir sind da eine Ausnahme. Natürlich hat es während der Zeit Gruppen gegeben, die enger waren oder nicht, schließlich sind wir ja schon als Kleingruppen in das Tauchresort gereist.

Das Besondere an der Situation in Jolo war, dass die Welt zum ersten Mal eine Geiselhaft wie bei einer Reality-TV-Show im Fernsehen mitverfolgen konnte. Ihre Entführer verdienten gutes Geld mit Journalisten, die sie zu Ihnen in den Dschungel schleusten. Verdanken Sie am Ende sogar den Journalisten Ihr Leben?

Nein, das glaube ich nicht. Das erste wackelige Video, das um die Welt ging, aufgenommen von einer philippinischen Journalistin, brachte ihr 50.000 Dollar.

Aber es stimmt einfach nicht, dass man ohne Medien vergessen wird. Da gibt es Krisenstäbe bei allen Regierungen, die für ihre Landsleute tätig werden.

Am Ende zahlte nicht die Bundesregierung das Lösegeld, sondern der damalige libysche Diktator Muammar al-Gaddafi. 21 Millionen US-Dollar soll er für alle Geiseln springen lassen haben, um international wieder gut dazustehen. Dankbar?

Oh ja! Da hatten wir keine moralischen Skrupel, das von jemandem anzunehmen, der zuvor sogar Verbindungen zu Abu Sayyaf hatte. Bis zu dem Moment war es aber emotional sehr schwierig, weil die offizielle Version der Bundesregierung ja war, dass sie kein Lösegeld zahlt. Selbst private Initiativen, uns da rauszuholen, wurden gestoppt, weil man eine europäische Lösung und keinen Alleingang wollte. Das ist natürlich alles nachvollziehbar, aber wenn man in so einer Scheiße drinsteckt, dann hört man das nicht gern, weil man ja um sein Leben fürchtet.

Kein Jahr nach Ihrer Freilassung sind Sie schon wieder gereist: In Australien, Asien und Afrika waren Sie inzwischen unterwegs. Jemals wieder auf den Philippinen gewesen?

Nein, ich habe das Land auf eine Art und Weise wahrgenommen, die ich keinem empfehle. Wir waren da bei den Anhängern und Verehrern von Al-Qaida, und ihre großen Helden waren die Taliban, da muss ich wirklich nicht hin, auch wenn die Natur schön ist. ←

Reisen, die es nicht ins Heft geschafft haben



Das offene Meer

Es gibt ja zurzeit diverse illustre Organisationen, die davon träumen, dauerhaftes Leben auf dem offenen Meer möglich zu machen. In der Regel geht es weniger um Seefahrerromantik

als um die rechtlichen Vorteile, die man mit einer schwimmenden Stadt auf dem Ozean hätte. In internationalen Gewässern unterläge man, so die Idee, eben nicht mehr der nationalen Rechtsprechung. So plant eine Start-up-Firma, ein Kreuzfahrtschiff in die Nähe des Silicon Valley zu entsenden, das Arbeitskräften, denen das US-Visum fehlt, als Wohn- und Arbeitsstätte dienen soll. Anderen libertären Amerikanern scheint es schlicht und ergreifend darum zu gehen, ihr Vermögen vor dem Zugriff des bösen, bösen Staates in Sicherheit zu bringen. Wie dem auch sei: Es gibt wahrscheinlich wichtigere Probleme auf diesem Planeten, dachten wir uns. Über die schwimmenden Städte berichten wir dann mal gerne, wenn es die erste davon auch tatsächlich gibt.



Der Weltraum

Ebenfalls durch den Schwachsinnfilter der Redaktion abgehalten wurde in dieser fluter-Ausgabe eine epische Reportage über den Weltraumbahnhof Esrange nahe der schwedischen Stadt Kiruna. Nicht, dass wir das Weltall nicht für die interessanteste Sache überhaupt hielten. Aber die Geschichten über das (seit gefühlten 20 Jahren)

anbrechende Zeitalter der kommerziellen Raumfahrt konnten wir einfach nicht mehr hören. Also: In Kiruna glauben einige, dass irgendwann mal reiche Leute (vermutlich sind sie sehr angeödet von den vielen Pauschaltouristen auf der Erde) viel Geld dafür zahlen, dass sie dort mit einem Raumschiff-Flugzeug-Vehikel abheben dürfen, ein paar Minuten lang durchs All schweben und dann zur Erde zurückkehren. Tja. Und viel länger muss so ein Text doch eigentlich nicht sein.

Bis zum nächsten fluter

Habt ihr schon mal von den sagenumwobenen riesigen Plastikteppichen in den Ozeanen gehört? Oder von Weichmachern im Essen, die auf Dauer impotent machen? Wollt ihr gar nicht wissen? Keine Angst. Unser Plastik-Heft, das als nächstes kommt, schaut nicht nur düster in die Zukunft. Fakt ist aber: Wir müssen mal dringend über Plastik reden. Dann also bis zum Herbst.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 51, Thema Reisen, Sommer 2014
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/9 9515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/Bundeszentrale für politische Bildung/schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion

zmyk/Jan Spading

Mitarbeit

Marion Bacher, Philipp Brandstädter, Imke Emmerich, Andreas Förster, Sabrina Gaisbauer, Hans-Hermann Kotte, Bernd Kramer, Christian Litz, Jan Ludwig, Jindrich Novotny, Arne Semsrott, Sascha Zastiral

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Schlussredaktion

Tina Hohl, Florian Kohl

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter-Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH
Torstraße 109, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax: 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055, 18155 Rostock
Fax.: 038204/66-273
E-Mail: bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Sämtliche Illustrationen sind von Jindrich Novotny
Cover: Jörg Brüggemann/Ostkreuz; S.3 Jörg Brüggemann/Ostkreuz; S.4 William Minke/Ostkreuz; S.4 Jörg Brüggemann/Ostkreuz; S.7 Ziyah Gaffic/laif; S.8 Ganesh Thakuri (Subin)/Utmost Adventure Trekking; S.8 Naves Chitrakar/Reuters/Corbis; S.10 Narendra Shrestha/dpa/picture alliance; S.14,16-17 William Minke/Ostkreuz; S.19 Indian Coastguard/Survival; S.20 Ignacio Evangelista/www.ignacioevangelista.com; S.23 Sofie Amalie Klougart; S.30-31 Ambroise Tézenas; S.32 Alden Kelley; S.38-39 Josef Hoflehner; S.41 Martin Zwick/Visum; S.42-43 Jörg Brüggemann/Ostkreuz; S.46-47 Markel Redondo/Panos Pictures/Visum; S.48 picture alliance/dpa; S.50 picture alliance/dpa, Jonathan Nackstrand/AFP/Getty Images

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Schreibtisch von Pelle Kafkainskaya

Die letzte Seite im Heft ist die erste im Netz.

